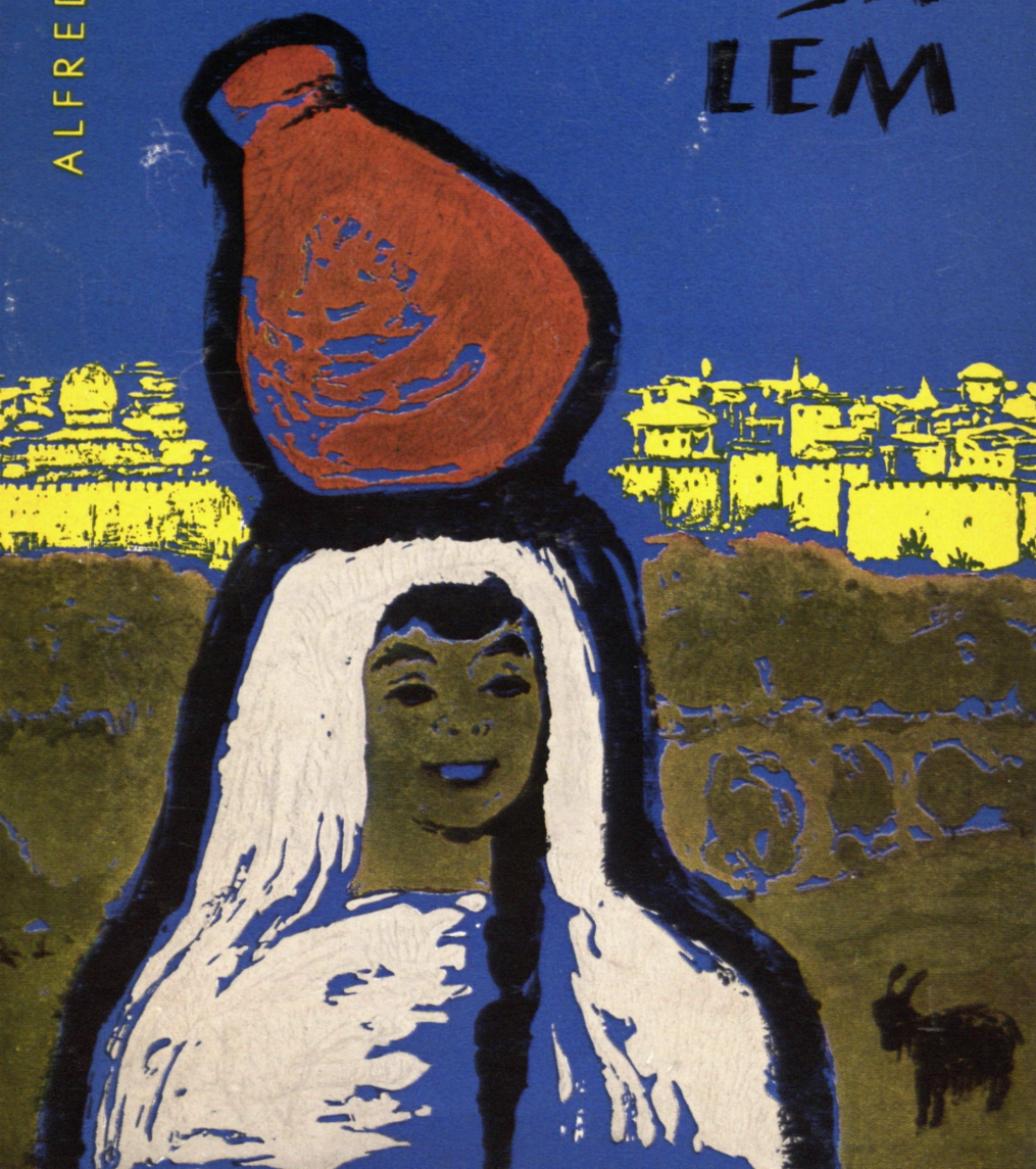


ALFRED SALOMON

SEHNSUCHT  
NACH  
JERU-  
SA-  
LEM



Wenn jemand nach Jerusalem fährt, so ist das heute – im Zeitalter der großen Auslandsreisen – keine absonderliche Sache mehr.

Und doch läßt gerade dieses Reiseziel die Herzen vieler Menschen höher schlagen. Sie tragen eine Sehnsucht in sich nach dem Heiligen Land, nach den Stätten, über die ihr Herr und Meister schritt – eine Sehnsucht nach Jerusalem.

Hier hat sich ein Mann auf den Weg gemacht mit wachen Augen und geöffnetem Herzen. Er hat nicht nur für sich gesehen und erlebt, sondern zugleich für alle die, deren geheime Sehnsucht nach Palästina sich nie erfüllen wird. Er macht seine Augen zu ihren Augen und schließt ihre Herzen in das seine.

Dieses Buch ist also eine Fahrt durch das Heilige Land, das seinem Namen aus der Entfernung gerechter wird als aus der Nähe: Bunt, abwechslungsreich, mit all den jäh Kontrasten von Gegenwart und Vergangenheit, von Glauben und Schauen.

Man jagt auf vollgepferchten Autobussen über schwindelnde Felsbrücken, steht andächtig vor antiken Ruinen, die an das Gewesene mahnen, und ebenso erschrocken und erschüttert vor der Maske orientalischen Lebens: Via dolorosa und bettelnde Araberjungen – Jakobsbrunnen und zerfurchte Frauengesichter – sie gehören ganz einfach zusammen.

Auf der Fahrt nach dem alten Jerusalem tut sich dem echten Pilger das Herz auf für das neue. Aus der Vergangenheit heraus weist es in eine helle Zukunft.





Alfred Salomon · Sehnsucht nach Jerusalem



ALFRED SALOMON

# Sehnsucht nach Jerusalem

Reportage einer modernen Pilgerfahrt



R. BROCKHAUS VERLAG · WUPPERTAL

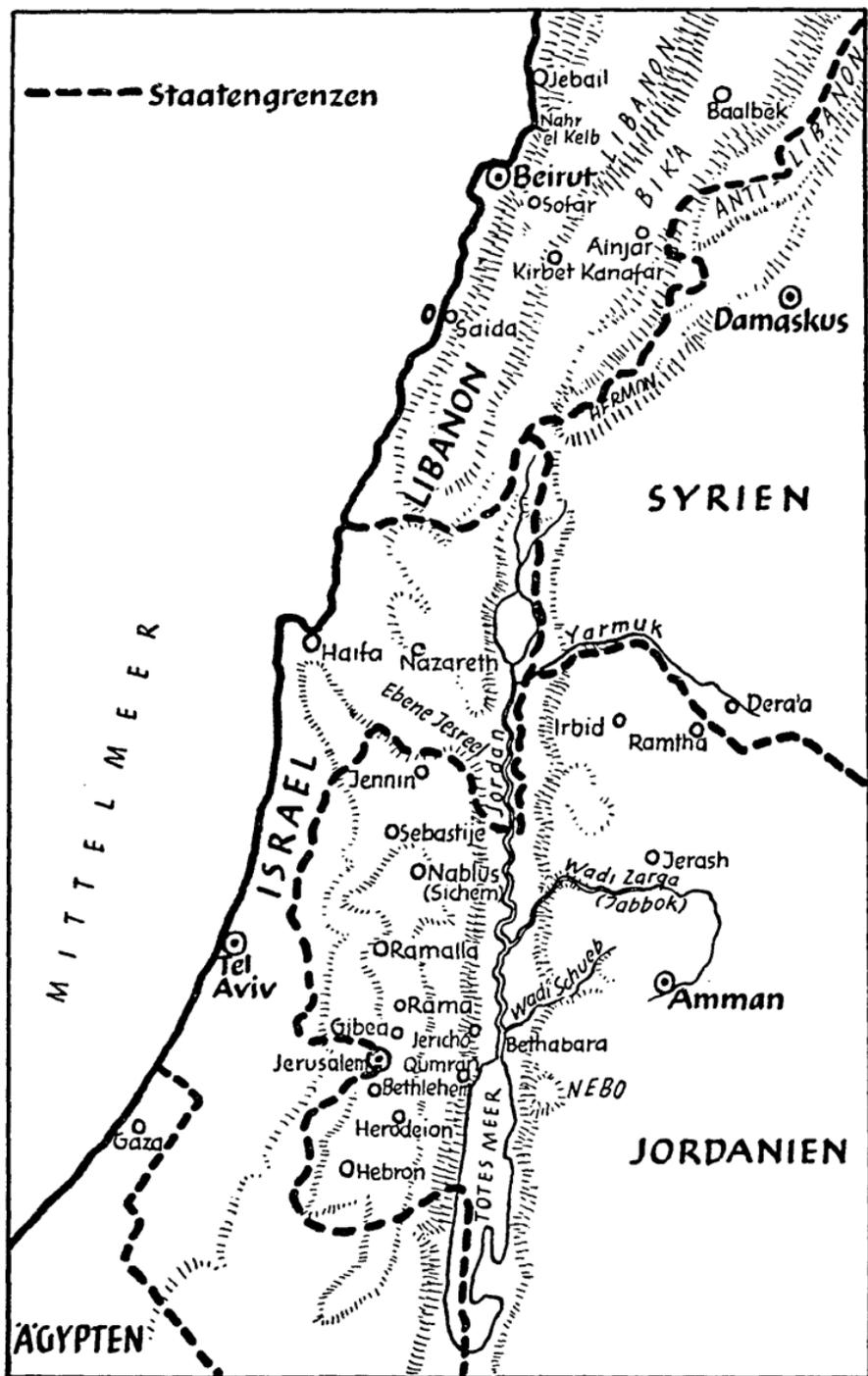
### BILDNACHWEIS :

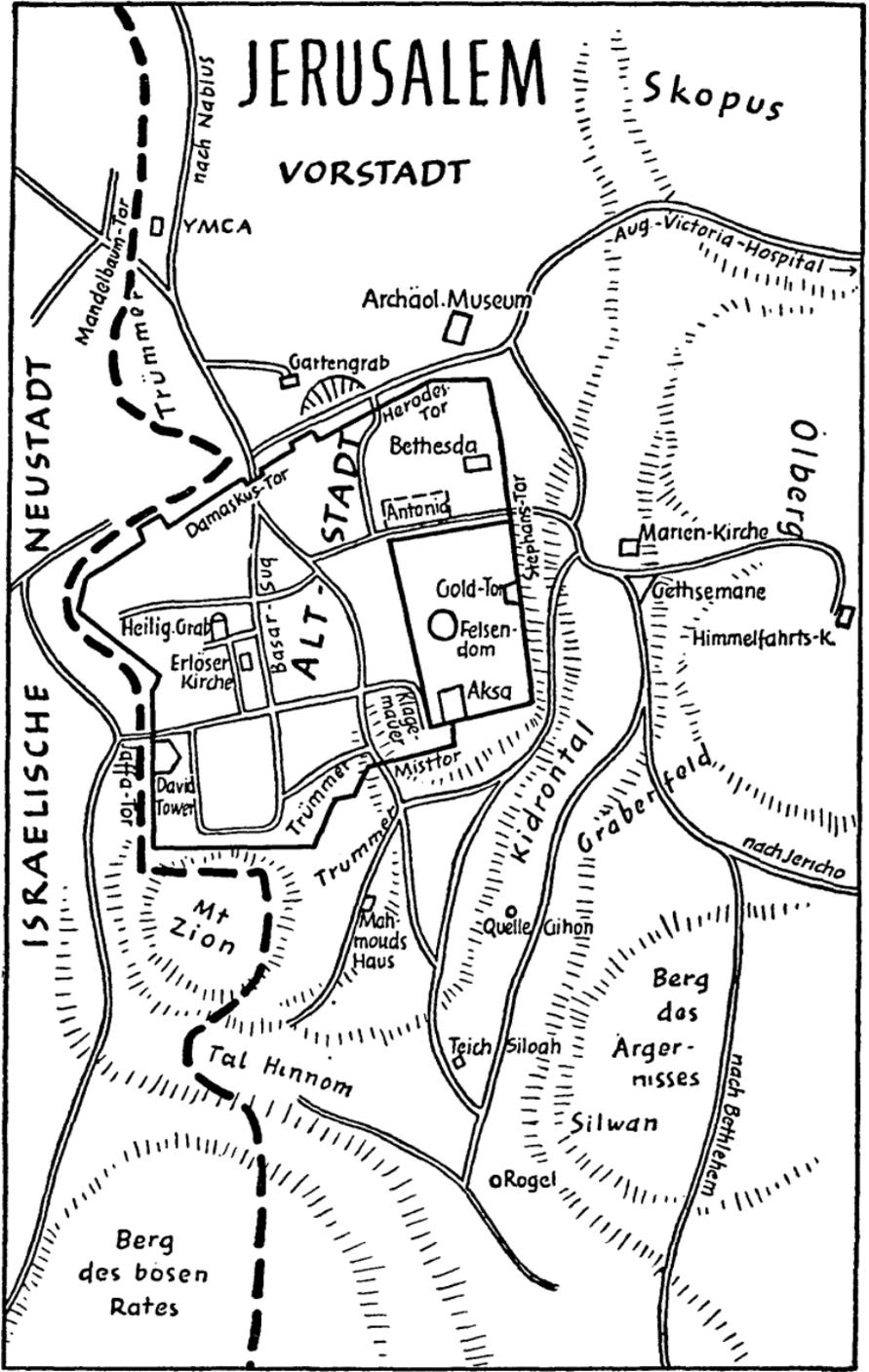
Seite 3 unten: Sattelmair – Bavaria; Seite 5: Sattelmair – Bavaria; Seite 8: Dr. Wolff & Tritschler; Seite 11 und 14: Verein v. Hlg. Lande, Köln; Seite 15 oben: Photo Crystal, Jerusalem. Die anderen Fotos sind dem Bildarchiv des Verfassers entnommen.

1956

SCHUTZUMSCHLAG: ELFRIEDE FULDA

GESAMTHERSTELLUNG BREKLUMER DRUCKEREI MANFRED SIEGEL





## AUFBRUCH INS UNGEWISSE

Auf singenden Gleisen jagt der Zug durch das Rhonetal, über dem sich weit ein mit tausend Sternen besteckter Himmel wölbt. Wie eisgraue Schleier hängen Nebeltücher über der Niederung, fliegen in zerflatternden Fetzen vorbei, wenn der Zug sie zerreißt.

Fast neunhundert Jahre ist es her, da zogen durch dieses Tal die Prediger, die zur Fahrt ins Heilige Land die Gläubigen riefen. „Gott will es!“ predigten sie, und die Massen nahmen den Ruf auf, scharten sich zusammen und brachen auf in die unbekannte Weite. Wochen und Monate wanderten sie, durch Süddeutschland und den Balkan, über die trostlosen Hochflächen Kleinasiens dann und die schaurigen Einöden des Taurus. Räuberische Horden lauerten in den Schluchten, Geier kreisten über den von Durst und Entbehrung gezehnteten Scharen, Sarazenenpfeile zischten, Turbane leuchteten, und Krummsäbel blinkten im Gleißeln einer unbarmherzigen Sonne.

„Gott will es!“ sangen die Herzen dieser Kreuzfahrer. Und so kämpften sie sich voran, starben, verdarben. — Wenige erreichten das große Ziel, sahen die Stadt ihrer Sehnsucht, knieten erschüttert am Heiligen Grabe. —

Wie ein bleiches Gespenst huscht ein weißgrauer Felsen hart vor dem schmutzberieselten Abteifenster vorbei. Ich starre in die Nacht, durch die mich der Expreß meinem Ziele entgegenträgt.

Anders als jene, die einst dem feurigen Peter von Amiens folgten, sich um Tankred und Raimund von Toulouse scharten und endlich hinter Gottfried von Bouillon die Mauern Jerusalems erstiegen, anders als sie eile ich heute dem Ziel christlicher Sehnsucht entgegen. Was sollte mir schon widerfahren? Wartet nicht in Marseille der „Maréchal Joffre“ auf mich? Wird er mich nicht sicher auf seinem breiten, stählernen Rücken über das Mittelmeer tragen? Jene, die sich damals mit dem jubelnden Ruf „Gott will es!“ auf die weite

Fahrt begaben, zogen am Pilgerstab durch den Staub sonnenüberglühter Straßen. Herren nur und Grafen schwangen sich auf ihr Roß, und die Augen suchten unter dem hochgeschlagenen Visier der Sturmhaube den Horizont, hinter dem – weit und fern – das Ziel liegen mußte, die ragende Stadt.

Mich aber reißt es mit neunzig Kilometern in der Stunde durch die Nacht, und morgen, an Bord, werden viele tausend Pferdestärken mich vorwärtstragen, Stunde um Stunde, Tag und Nacht. In Beirut, dem Paris des Ostens, wartet schon der Wagen, der uns über die Höhen des Libanon nach Damaskus bringen soll, weiter durch Wüsten und Steppen dann nach Jerusalem.

Und doch zittert auch in meinem Herzen die Unruhe: Schüsse fielen bei Gaza! Todeskommandos sprengten eine Wasserleitung in Israel, von Panzern unterstützte Stoßtrupps übten blutige Vergeltung an den Ägyptern. Proteste und Gegenproteste gingen an die UNO, ein syrischer Sender fand scharfe Worte, und eifrige Reporter wittern Truppenkonzentrationen im Grenzgebiet Jordaniens.

Vor vier Wochen noch hätte es mich kalt gelassen. Am Frühstückstisch hätte ich's gelesen, bei weichgekochtem Ei und frischen Brötchen. Nun ja, irgendwo „da hinten in der Türkei“ schlugen wieder einmal die Völker aufeinander. Was ist schon dabei? Kriselt es da nicht immer?

Jetzt aber fahre ich diesem Lande entgegen! Und plötzlich, während draußen die müden Lichter eines verschlafenen Provinzstädtchens vorbeiziehen, bricht mir die Erkenntnis auf: Daß alles so ungewiß bleibt, ungewiß bis zum letzten Augenblick, gerade das ist vielleicht der stille Segen dieser Fahrt! Ist's nicht ein Gleichnis? Liegt nicht über jeder, auch der geringsten Fahrt diese Ungewißheit? Nur eben, daß du es sonst nicht spürst, nicht fühlen willst? Weil es sich ohne dieses Wissen leichter leben läßt! –

Aus der von Nebeltropfen betauten Scheibe, rußüberstäubt, starrt mein Gesicht mich an, seltsam unwirklich und zeitengrau. Vor den Schatten der Nacht steht es, nebelhaft und so durchsichtig, daß die fernen Lichter durch den Schemen schimmern. –

König Richard Löwenherz! Du zogst einst aus, die heilige Stadt zu gewinnen! Nie hast du sie betreten! Einmal, ein einziges Mal, sahst du sie von ferne. Da standest du auf dem Berge Samuels, blicktest

hinüber zu den Zinnen, die dort im Süden unter dir leuchteten. Du sahst Jerusalem, zum Greifen nah, und unerreichbar fern.

Wie Moses warst du, der auf dem ragenden Gipfel des Nebo stand, drüben das Land vor sich liegen sah, das der Herr seinem Volke zugelobt hatte. Wie Moses, der da wußte: Sehen von ferne darf ich's wohl, doch nie betreten — um meiner Zweifel willen.

Mein Spiegelbild, das dort sich auf der Scheibe malt, starrt mich an, grau und übernächtigt. Bin ich das? Bin ich es, dem's der Herr verwehrt, den Fuß zu setzen auf das Land, nach dem mein Herz sich sehnt?

Ich erschrecke: Wie, wenn der Herr auch über mein Sehnen schon sein Nein gesprochen hat? Um meiner Zweifel und um meines Murrens willen. —

Es reißt mich hoch, treibt mich hinaus. Vorsichtig steige ich über die Beine der schlafenden Freunde, öffne leise die Tür und trete auf den Gang, durch den es kühl und zugig weht. Im matten Schein der trüben Nachtbeleuchtung stehe ich, presse die heiße Stirn gegen die Scheibe, hinter der nachtschwarze Schatten vorüberhuschen. Ein Bild, ein Bild nur ist diese Pilgerfahrt! Ein Gleichnis deines Lebens, das vom Tage deiner Taufe an eine Wanderung ist; eine Pilgerfahrt durch Wüsten und schluchtenschwarzes Gebirge, über unergründbare Tiefen und lauernde Klippen; eine Wanderung nach dem Jerusalem mit den goldenen Gassen, von dem der Seher der Offenbarung singt. Jetzt erst weiß ich, was das ist — Pilgerfahrt nach Jerusalem!

Heiß überfällt es mich: Werde ich's erreichen? Nicht das Jerusalem, in dem sie das Grab des Heilands unheiligen Touristen zeigen, nicht das Jerusalem, das sie mit raffender Geschäftstüchtigkeit zu einer Mördergrube gemacht haben; nein, jenes andere Jerusalem, in dem der lebendige Christus thront, jene Stadt, in der kein Leid mehr sein wird, kein Krieg und kein Geschrei. —

Dumpf hallt es von steinernen Wänden, daß mir die Ohren dröhnen. Durch einen Tunnel stürzt sich der Zug, endlos, als ginge es in die Hölle. Wie die kalten Wände einer offenen Totengruft stehen links und rechts die unerbittlichen Felsen. Kein Licht leuchtet mehr nah oder fern, nur Mauern sind da, Mauern wie im Grabe.

Urpötzlich verebbt das donnernde Rauschen, wie Geister stehen weißerklüftete Felsen unter den blassen Sternen. Ein letzter Nebel-

setzen flattert vorbei, ein Leichentuch, das eine unsichtbare Hand hinwegrafft, und vorn, weit vorn hängt eine Kette von Lichtern gleich schimmernden Perlen vor dem Samt der Nacht: Marseille, die Pforte zur sonnigen Welt des Südens.

Graue Schornsteine recken sich in die Schwärze, stählerne Türme wie bleiche Skelette im Anatomiesaal moderner Chemie, Rohre und Leitungen — verworren wie der Traum eines Irren —, ein verschlungenes Gewirr im Dschungel von Retorten, Destillieranlagen und Kühltürmen: eine Petroleumraffinerie! Riesige Pilze schieben sich in langen Reihen heran, die mächtigen Petroleumtanks, gerade ausgerichtet von einem mathematischen Hirn, und zugleich dringt durch die Spalten der Fenster der dumpfe Ruch von fettigem Erdöl.

Weit in der Ferne, hinter dem Lianengeschlinge der Raffinerien funkeln wie Augen riesiger Meerestiere grüne und rote Lichter, die Positionslampen der Tanker, die dort vor Anker liegen. Weit über's Meer brachten sie ihre stinkige Fracht, speien sie hier nun aus in das Labyrinth von Rohren und Leitungen.

Eine Bucht nun, auf deren stiller Fläche sich die Lichter spiegeln. In weitem Bogen schwingt die Bahn sich um die Bai, die glatt dort liegt, von Sternen übersät. Ein letztes Vorgebirge weicht zurück, und vor uns schimmert jetzt Marseille. Hoch wölbt sich über dem Hafen der milchige Schein von tausend Lichtern; wie eine Heiligenskronen umkränzt er das Haupt der unheiligen Stadt. Und über allem Glanz, umzittert vom geisterhaften Spiel strahlender Scheinwerfer, steht Notre Dame de la Garde, die Madonna, die über Marseille, dem lauten und frechen Marseille, die stille Wache hält. Von der Höhe des Berges, der sich schwarz gegen das Gefunkel des Sternenhimmels abhebt, schaut sie über die selbst noch im Schlaf unruhige Stadt; himmlische Wacht über eine dem Irdischen verfallene Welt. In ihren steinernen Armen aber hält Maria den, zu dem's mich zieht, in die Grotte von Bethlehem und nach Golgatha. —

## RUMMELPLATZ DER WELT

Nachdenklich gehe ich durch das nächtliche Marseille, mit wachen Augen. Öffnet nicht so manche Stadt erst nachts ihr Herz?

Plötzlich sind kreisende Lichter vor mir, Schießbuden und Karussells, gröhlende Lautsprecher und heulende Sirenen. Inmitten all des vielstimmigen Lärmens rasseln auf dumpf dröhnender Blechbahn gummumpolsterte Autos, kurven wild dahin, krachen zusammen, ballen sich nun zu einem unentwirrbaren Knäuel. Blitzende Zähne in schwarzen Gesichtern, rot leuchtet ein Ponpon auf weißer Matrosenmütze, unter der ein sonnenbraunes Gesicht mir pfiffig zulacht. Zwei schwarzhaarige Marokkaner jetzt, die unvermeidliche Zigarette an der hängenden Unterlippe festgeklebt! Ein gelbgesichtiger Levantiner reißt wild das Steuerrad herum, kracht trotzdem mit einem kraushaarigen Senegalneger zusammen, springt jetzt auf, schreit und gestikuliert wild mit den Händen.

Ein tolles Gemisch aller Rassen, zusammengedrängt auf engstem Raum, durcheinandergewirbelt im Kreisel des heulenden Autodroms.

Und plötzlich wird mir bewußt: Dort drüben in den nüchternen Bürohäusern der großen Reedereien arbeitet das Hirn dieser Stadt, in den prunkvollen Läden und lichtüberfluteten Lokalen der Cannebière stellt sie sich wie ein selbstbewußtes Mannequin zur großen Modeschau, doch hier, auf dem brüllenden Rummelplatz, schlägt hämmernd ihr Herz, fiebernd und wild.

Wie das Brüllen eines urweltlichen Riesentieres kommt das Sirenengeheul eines Dampfers vom Hafen her, Ruf der unendlichen Weite. Die da in rasselnden Autos in sinnlosen Kurven über die scheppernde Bahn aus Eisenblech wirbeln, hören es nicht. In ihren Ohren liegt nur das betäubende Gedröhn des Autodroms. Doch morgen schon wird eines jener stählernen Fabeltiere, die dort vor den endlosen Kais an ihren Trossen zerren, sie in sich saugen, ihre Arbeitskraft, ihren Willen und Fleiß genüßlich schmatzend verdauen,

Tage, Wochen, Monate lang, und sie endlich an irgend einer Küste in das ölige Hafenwasser ausspeien: Strandgut des Lebens, Schrott der Erfolgsgier, Abfall im Eimer der Welt. —

Ist das Marseille? Startplatz zur Jagd nach dem Glück? Ich kehre dem Rummelplatz den Rücken, zum Hafen zieht's mich, zum Hafen, der mir Ausgangspunkt einer Pilgerfahrt sein soll, nicht einer wilden Jagd nach dem, was sie Glück nennen. —

Verschlafen wiegen sich Yachten und Fischkutter auf der leise dünenden Fläche des Alten Hafens. Meine Augen — noch an die Helle der Cannebière gewöhnt — gleiten ratlos über die hellen Packen, die da wie pralle Baumwollsäcke hart am Kai auf den großen Steinplatten liegen. Ich bücke mich nieder, fühle nun mit der Hand, ertaste eine Schulter, einen Kopf. Unwilliges Brummen, ein Körper wälzt sich unwirsch zur Seite. Betrunkene?

Ich suche mit den Augen den Rand der Hafenmauer ab, und jetzt, da meine Augen sich der Finsternis angepaßt haben, sehe ich sie da liegen: Matrosen, zu Dutzenden! In Reih und Glied, selbst im Schlaf noch militärisch geordnet, liegen sie da, schlafen, das lack-schwarze Käppi mit dem roten Ponpon unter den Kopf gelegt, auf den Steinplatten, die wohl noch immer die Wärme des Tages bergen. Urlauber mögen es sein, die hier das erste Boot, das mit dem kommenden Tag sie auf ihr Schiff bringen soll, erwarten. Kerle, denen die Kühle der weichenden Nacht nichts ausmacht; blutjunge Burschen, die zu den Besatzungen der draußen auf der Reede ankernden Panzer der Kriegsmarine gehören. Sie schlafen, als tobe drüben in Nordafrika kein blutiger Krieg, der ganze Städte frißt und auch nach ihnen schon seine besudelten Arme ausstreckt.

Auf den Zehenspitzen schleiche ich davon, zurück zur Cannebière, deren Neonlampen auf die übernächtigen Gesichter verspäteter Bummler eine grüne Leichenfarbe malen.

Grell sticht ein Plakat aus dem Dunkel: Rollende Panzer, Sowjetsoldaten vor dem von Flammen umloderten Brandenburger Tor, zerlumpfte Gestalten, die aus Trümmerkellern quellen, sich jubelnd den Befreiern an den Hals werfen — „Der Fall von Berlin“! Eine Zeitungsagentur hart daneben, Schlagzeilen über Cypern und Ägypten, über Monsieur Adenauers Moskaureise — kein Wort aber, kein Bild über die blutigen Kämpfe in Marokko und Algier. Und dabei ist es

noch keine zwei Wochen her, daß hier in Marseille vierhundert Marokkaner in Schutzhaft genommen wurden.

## DIE ARCHE NOAH

Levantiner und Ägypter, französische Kaufleute und Patres in brauner Kutte oder schwarzer Soutane, Globetrotter und Studenten, all das drängt sich in buntem Gemisch an Bord des „Maréchal Joffre“.

In der 1. Klasse langweilt man sich in gekonnter Manier, führt mit leicht hochgezogenen Augenbrauen Gespräche, denen man durch blasierten Gesichtsausdruck den Anschein einer sich selbst ernstnehmenden Geistreichigkeit zu geben sucht, und ist im übrigen den ganzen Tag damit beschäftigt, sich entsprechend der jeweiligen Tageszeit vorschriftsmäßig zu kleiden. Nach streng geregelter Ritus dient man dem Götzen Gesellschaft, zelebriert das Déjeuner und das Diner wie die Tea-Party, als seien sie sakrale Handlungen. In geradezu liturgischer Haltung schreitet man zu Tisch, und die vornehm geflüsterte Konversation erinnert in ihrem engumrissenen Vokabelschatz an uralte Beschwörungsformeln oder an das ewig eintönige „Om mani padme hum“ der tibetanischen Mönche. Wie betäubender Weihrauch schweben die seit Jahrhunderten festgelegten Phrasen über den atlasweißen Damasttüchern, ranken sich wie Spinnweben über das Gefunkel feingeschliffener Sektgläser und weben sich zu traumfeinen Gespinsten, die nun wie Schleier zwischen den Gesichtern hängen. Nur Masken schimmern durch den Dunst, keine menschlichen Gesichter. Marionetten tänzeln zu Tisch, Gliederpuppen heben Kelche und verdrehen die Augen, Automaten schnarren „Die Trüffel, Madame?“ Und nur ganz tief drinnen, tief unter Plüschbezug und Holzwollefüllung schlägt einsam ein menschliches Herz, das weint und lacht.

Frisch pfeift indessen der Wind über das ungeschützte Vorderdeck, wo die Dritte Klasse ihren Auslauf hat. Frisch und herb weht es da auch durch die Gespräche, hier ist man Mensch. Eine Gruppe ägyptischer Studenten ist da, aufgeräumte Burschen, die laut lachen können. In Paris haben sie während des Sommersemesters studiert, dann

schnell noch eine Rundfahrt durch die Schweiz, Deutschland und Österreich unternommen. Nun, da über das sonnige Frankreich der Herbst zu fallen droht, ziehen sie wie die Schwalben nach Süden. In ihren lachenden Augen spiegeln sich schon die Pyramiden und wiegende Palmen.

Zuerst nickten wir uns nur zu, jetzt aber unterhalten wir uns in einem munteren Kauderwelsch von Englisch, Französisch und — einige haben ein paar Semester an deutschen Universitäten absolviert — auch in Deutsch.

„Palästina? — Gaza?“ Faruk der Zweite, wie ich insgeheim den Dicken getauft habe, wird plötzlich sehr ernst. „Hast du Freund, du mußt beistehen ihm! Israeli sich nehmen das Land. Wir nun helfen Arab, unsere Freund!“ Und dann bricht es aus ihm heraus, alles, was sich da an Enttäuschung und Erbitterung angesammelt hat: Die Engländer? Was Oberst Lawrence einst den arabischen Völkern versprach, haben sie in der Balfour-Declaration verraten! Die Franzosen? Schlecht, sehr schlecht haben sie als Mandatsmacht in Syrien ihre Verantwortung wahrgenommen! Und jetzt Marokko, Tunis, Alger! Er hat sich so sehr in Zorn geredet, daß er die Amerikaner fast vergißt. Erst als der untersetzte Professor von der Universität Kairo auf sie zu sprechen kommt, fährt Faruk ihm dazwischen: „Ami? Haben Israel mit Waffen unterstützt!“ Doch dann wirft er den Kopf herum und blinzelt mir zu: „German und Arab aber so!“ Und dabei reibt er die beiden Zeigefinger längsseit aneinander, was in der orientalischen Zeichensprache anscheinend innige Freundschaft bedeuten soll.

Er ist mir jetzt ganz nahegerückt, haut mir mit seiner Hand auf mein Knie: „El Alamein! Wenn Rommel gesiegt hätte!“ Unsicher ziehe ich die Schultern hoch, doch ehe ich etwas erwidern kann, fragt einer unserer deutschen Studenten: „Hätte das die Situation im Vorderen Orient geändert?“ Der Dicke fährt herum: „Wir hätten Israelis hinausgejagt!“ Seine Augen funkeln: „Jetzt viel schwerer, weil sie sich haben festgesetzt. Aber“, er schüttelt drohend die Faust, „wir werden es schon noch schaffen, nur Waffen fehlen uns, moderne Waffen, wie die Israelis haben.“

Nachdenklich lehne ich nachher an der Relling. „Diese von Haß genährte Kriegslust!“ sagt leise in das Schweigen hinein der Student.

„Begreifen Sie das? Beistehen, behauptet der Dicke, müßten sie ihren Freunden, den Arabern! Ist das ein ausreichender Grund — zum Schießen?“

Eine blauschimmernde Welle bäumt sich am stählernen Bug des Schiffes empor, zerstiebt zu weißem Gischt. „Ich weiß nicht —“ der Franziskaner, der neben mir in das Auf und Ab der Wogen blickt, schüttelt langsam den feingeschnittenen Kopf — „ich weiß nicht, ob wir Deutsche so fragen dürfen. Haben nicht gerade wir mit Blut Geschichte schreiben wollen? Liegt das schon so weit hinter uns, daß wir uns jetzt zum Richter über diese Völker hier erheben dürften?“

Er hat sich mit einer heftigen Bewegung abgewandt. Ich stehe und schaue noch immer auf die Wellen hinab, die aus der Ferne heranziehen und sich in ewig gleichem Rhythmus gegen die Bordwand werfen. Delphine spielen vor dem Bug unseres Schiffes und schnellen sich in eleganten Sprüngen über die Wellen. Silberpfeile schießen jetzt aus der Tiefe empor, segeln wie Schwalben über die Wogen, steigen und fallen, schnellen sich am Kamm einer Welle erneut hoch, wie wenn man flache Steine über die Wasserfläche prellen ließe: Fliegende Fische! Ein friedliches Bild, wie die silbrigen Körper scheinbar mühelos dahingleiten und nun wieder in der Bläue versinken. Und doch grinst hinter diesem schwerelosen Schweben das Medusenhaupt des Todes! Kein Spiel ist, was ich da sehe, Flucht ist es, Flucht vor den Räubern der Tiefe, die wie Torpedos hinter den Silberpfeilen durchs Wasser schießen. Erbarmungsloser Kampf ums Dasein, um das armselige bißchen Leben!

Mein Blick richtet sich dorthin, wo sich weit vorn das Blau der See mit dem wolkenlosen Azur des Himmels vermählt. Kampf und Tod lauern auch dort hinter dem Horizont, irgendwo bei Gaza, in den weithin sich wellenden Dünen des Negeb, im — heiligen Lande!

## DER SOZIALE KLIMMZUG

Einer brachte die Kunde: Auf dem Promenadendeck der Ersten Klasse befindet sich ein Schwimmbecken! Wie wir aus unseren Liegestühlen hochfuhren und die Köpfe zusammensteckten! Ein Schwimmbecken? Ein Labsal in dieser Hitze, die wie flüssige Glut vom Himmel tropft! Eine Tantalusqual angesichts der verschlossenen Türen, die den Übergang von der Dritten zur Ersten Klasse wehren! Spähtrupps werden ausgesandt, den Weg zu erkunden, und kommen mit hängenden Köpfen zurück: Es gebe nur eine einzige Möglichkeit! Unter der Tür, die nicht ganz bis zum Boden reicht, sich hindurchzuwinden! Ich tausche mit dem Freund, der sich neben mir behaglich in seinem Liegestuhl streckt, einen verständnisvollen Blick. Nein, auf diese Weise — durch Klimmzug oder Liegestütz — wollen wir den „sozialen Aufstieg“ nicht erringen! Zu peinlich wär's, erwischte man uns, wie wir gerade im Begriff sind, uns unter einer Tür hindurch zur Ersten Klasse emporzuarbeiten!

Der Freund hat meinen fragenden Blick verstanden, erhebt sich und schlendert zur Reling. „Durch den Maschinenraum müßte man den Aufstieg versuchen“, meint er. „Das war auch mein Gedanke“, nicke ich, „schließlich sind Sie doch früher einmal als leitender Ingenieur auf der ‚Köln‘ gefahren, müßten sich also in den Eingeweiden eines Schiffes auskennen!“

Eine halbe Stunde später plantschen wir vergnügt im Schwimmbad der oberen Zehntausend. Zwei französische Schiffsoffiziere schauen uns zu, ihre Mienen verraten nur zu deutlich, daß sie sehr genau wissen, wo unsere Kojen liegen. Hernach, als wir des Badens müde sind, strecken wir uns vornehm-lässig in den Liegestühlen auf dem Promenadendeck aus und bestellen beim dienernden Stewart Eislimonade. Daß wir keine Millionäre sind? Was tut's? Unwillkürlich muß ich lachen, als ich mich dabei ertappe, wie ich schon genauso



Oben: Die ägyptischen Studenten nehmen Abschied von Frankreich, das sie mit den weißen Klippen der Insel St. If zum letzten Male grüßt.

Unten: Das Verwaltungsgebäude der Suez-Kanal-Gesellschaft in Port Said.



Oben: Ruine der Kreuzritterburg in Saida. Die runden „Schilder“ sind quer in die Mauer eingebaute Stücke antiker Säulen.

Unten: Käfig mit lebenden Wachteln in einer Basarstraße.

gelangweilt über die silberblau schimmernde See blicke wie der reiche Ägypter da drüben. Fragend sieht Freund Schimanski zu mir herüber. „Wer angibt, hat mehr vom Leben!“ lache ich. Verständnisinnig hebt er sein Glas und trinkt mir zu. —

Jetzt wissen wir's, der „soziale Aufstieg“ ist kein Problem mehr: Er führt durch's Hospital! Von der dritten Klasse her schlendern wir hinein, verwechseln dann im Hinausgehen die Türen und treten durch die, über der ein Schildchen „1. Klasse“ prangt. Der Schiffsarzt lächelt nur, wenn wir mit höflicher Verbeugung, aber schweigend durch sein Heiligtum marschieren. Er hat es mit der dem Franzosen eigenen Menschenkenntnis wohl längst erkannt, daß wir uns nicht schlechter zu benehmen wissen als die, die ein Ticket „première classe“ in der Tasche haben.

Dezent hat der Chefstewart zum Diner gegongt. Von unserem Liegestuhl aus können wir unauffällig das Zeremoniell, das drinnen an den weißgedeckten Tischen anhebt, beobachten. Monsieur le commandant präsidiert in höchsteigener Person, gibt nun mit diskreter Handbewegung das Zeichen zum Beginn der sakralen Handlung.

Erstaunt hebe ich den Kopf: Zwei Gestalten im hellen, blaugestreiften Pyjama erscheinen aus dem Aufgang der Ersten Klasse und steuern jetzt zielbewußt auf die weit geöffnete Tür des Speisesaales zu. Einer dieser millionenschweren Ägypter ist es nebst seiner üppigen Gemahlin. Ich kräusele unwillkürlich die Lippen, da mir das Paar in diesem Aufzug, der wohl in Aethiopien New Look sein mag, nicht ganz in die da drinnen tafeln, höchst illustre Runde zu passen scheint.

Und da geschieht's: Ein Stewart schießt, eben als die klappernden Holzsandalen des idealen Ehepaares aus Assuan die geheiligte Schwelle überschreiten wollen, mit wehenden Frackschößen heran. Zur eisigen Maske erstarrt sein Gesicht, als er abwehrend die Hand hebt: „Sorry!“ Die Hand — sie hält ein unsichtbares Flammenschwert — zückt vor und weist auf die unliturgischen Kleidungsstücke: „That's good for sleeping but not for dining!“

Fassungslos blicken die beiden ihn an, doch nun, da sie die Augen senken, begreifen sie ihre „Blöße“, erschauern ob ihrer Sündhaftigkeit und stehlen sich auf behutsamen Sohlen hinweg.

Heilige Kultur der Grande Nation! Du triumphiertest über das Millionenkonto Pharaos! Oder — ich erschrecke — war es nur die kunstvoll veredelte Zivilisation des Westens, die der ahnungslosen Unschuld des Orients die Augen öffnete? —

Nach dem Abendessen ruhen wir in unseren Liegestühlen ganz vorn auf der Back. Unter uns ist das eintönige Rauschen der Bugwelle, über uns aber der Sternenhimmel. So klar, wie meine Augen ihn unter den nördlichen Breiten noch nie geschaut haben, wölbt er sich über uns. Sternschnuppen zischen über den perlenübersäten Samt und verlöschen irgendwo im Nichts. Einen kurzen Augenblick glimmt die Spur noch nach, als habe Gott mit starker Hand ein Zündholz angerissen auf der Schwärze.

„Ich muß immer noch an das Ägypterpaar denken.“ Leise und verhalten kommt des Freundes Stimme aus der Nacht. „Wissen Sie, was mir in jenem Augenblick eingefallen ist? Das Gleichnis vom hochzeitlichen Kleid! Wie viele Schlafrock-Christen haben wir unter uns, Menschen, die berufen sind zur Hochzeit des Lammes, aber ihr altes Gewand nicht ausziehen wollen!“

Still blicke ich hinauf zum Sternbild der Leier, wo Wega weiß und freundlich blinkt. Und ich selber? denke ich. Bin ich gerüstet zur Königlichen Hochzeit? Oder wird der, der da kommt, mich auch einst fortweisen müssen, den Finger zückend auf das abgewetzte Gewand meines alten Adam? —

Seltsam, daß Pilgerfahrt nicht nur Erleben bedeutet! Es ist mehr als nur ein Weg in die Weite, es ist auch ein Weg, der nach innen führt. Das Gesicht nach Jerusalem kehren heißt immer, zugleich auch den Blick richten auf sich selber; nicht in Stolz und Selbstherrlichkeit, sondern in Demut und Ehrlichkeit. Hinkehr und Einkehr zerfließen in eins.

## DIE SPHINX LÄCHELT NICHT MEHR

Ein weites Hafenbecken unter zartblauem Himmel, ein paar Torpedoboote vor Anker, am Heck die grüne Flagge Ägyptens, und dazwischen ein Gewimmel schnittiger Segelboote, deren altmodische Takelung mit dem dreieckigen lateinischen Segel in seltsamem Kontrast zu der schöngeschwungenen Linie des Decks steht; ein Palast, dessen Kuppel sich im leichtbewegten Wasser spiegelt, und dahinter, wie ein Ausschnitt aus einem kubistischen Gemälde, die sich türmenden Würfel des Häusermeeres. Das ist der erste Eindruck, den Alexandria vom Hafen her bietet.

Ein schreiender Haufe von Händlern umdrängt uns, als wir über das Fallreep zum Kai hinabsteigen. Dreckig, schmutzig und schmierig sehen sie in ihren weitwallenden Nachthemden aus, degenerierte Engel aus einer spießigen Weihnachtsaufführung, entlaufene Patienten eines Krankenhauses, die in der Eile vergaßen, ihre weißen oder gestreiften Hemden gegen bürgerliche Kleidung zu tauschen. Doch dann, als ich mich durch den Haufen hindurchgearbeitet habe, weiß ich, daß das Heer dieser Händler eher einem Irrenhaus entsprungen sein mag: Diese Gier nach klingendem Geld, dieses Geilen nach Gold! Besessene sind sie, gepackt vom Rausch gewinnbringenden Schacherns.

Pantöffelchen, Matten und Handtaschen, blödsinnige Nippsachen aus blauem Glas, Postkarten und garantiert echte Skarabäen „made in Germany“, — mit Händen und Füßen gestikulierend, sich überschreiend und einander beiseitedrängend, bieten sie es dir an. Bleib nicht stehen! Laß dich ja nicht auf ein Gespräch ein! Du kommst nicht vom Platz, es sei denn, du habest Taschen und Hände voll Trödel, den sie dir gegen harte Dollarwährung aufgeschwatzt haben!

Eine hochbeinige Droschke mit einem schwindsüchtigen Maultier davor stellt sich dir quer in den Weg, ein graubärtiger Kutscher schwappt mit der Peitsche, redet, redet —. Glaube ihm kein Wort!

Jetzt verspricht er dir die Genüsse des Paradieses, eine vierstündige Rundfahrt für den lächerlichen Preis von einem Schilling, aber wehe dir, wenn du dich seinem wackligen Gefährt anvertraust! In irgendeiner engen Gasse wird er seinen Klepper zum Stehen bringen, sich vom Bock schwingen und schreiend in dich dringen. Zehn, zwanzig andere werden dich bedrohen, bis, ja bis du dich losgekauft hast und mit erleichterter Geldbörse zu Fuß das Weite suchst.

Eine ächzende Straßenbahn da vorn, die rumpelnd über die ausgefahrenen Schienen schlingert. Hinauf auf die Plattform! Eingekeilt stehst du da und behältst vorsichtshalber die Hand in der Tasche, in der du dein Portemonnaie hast. Gut, daß du deine Contina an Bord liebest! Du müßtest drei oder vier Hände besitzen, wolltest du sie in dem Gedränge schützen.

Und dann schlenderst du durch die Stadt. Großartig ist die breite Strandallee, die sich über mehr als dreißig Kilometer an der Seeseite hinzieht. Protzige Büropaläste, grell wie Reklameschilder des technischen Fortschritts, ragen gen Himmel. Doch wenige Schritte hinter dieser potemkinschen Fassade beginnt Afrika. Nicht mit Palavertrommeln oder romantischen Lehmhütten, aber mit Dreck und Gestank, mit Armut und Haß. In dunklen Gassen lungern zerlumpte Gestalten, verwehrte Kinder streichen bettelnd um dich herum. „Bakschiiisch! Bakschiiisch!“ kreischt es in allen Tonarten.

„Geben Sie nichts! Sie können die Not des Orients damit doch nicht lindern!“ sagt der ägyptische Arzt, der uns begleitet. Er hat in Deutschland studiert und auch eine Deutsche geheiratet, doch er ist hier zu Haus und muß das Land kennen. Hat der tägliche Anblick der Not ihn hartherzig gemacht? Oder sind seine Worte nur die banale Feststellung einer unumstößlichen Erfahrungstatsache?

Man hört förmlich das Brodeln des Hasses, der hier in diesen Elendsvierteln kocht. Als wir „for sightseeing“ einen Bus besteigen, der sich durch das Gedränge der Straßen würgt, sehe ich, wie es vor Haß aufblitzt, wenn wir an den offenen Läden und Cafeterias vorbeiflitzen. Tunis, Algier, Marokko! Die Funken der Brandfackel, die dort in die arabische Welt geworfen wurde, sprühten bis hierher, fielen auf trockenen Zunder, schwelen jetzt und züngeln.

Dort ein Haufe Kauflustiger, die sich um einen Käfig drängen, in dem Hunderte von Wachteln darauf warten, daß eine schmutzige

Hand ihnen den Kopf vom Rumpf reißt. „American!“ gellt es, als wir vorüberrollen. Ich sehe einen weitaufgerissenen Mund, geballte Fäuste, wildrollende Augen. Dann fliegt ein Stein, zischt gutgezielt durch das scheibenlose Fenster, surrt hart am Kopfe unseres biedereren Doktor Kühn vorbei und landet auf dem Schoß des einzigen Amerikaners, der zwischen uns sitzt. — Zufall?

Der Fahrer gibt Gas, schaltet, wild schlingert der Bus um zwei, drei Ecken und rollt nun aus auf einem weiten Platz, wo einige Polizisten stehen. —

Einen Tag später laufen wir Port Saïd an. Langsam schiebt sich unser „Maréchal Joffre“ durch das Gewirr der Barkassen und Schlepper, die das enge Fahrwasser des Suez-Kanals unsicher machen. Vor dem Pier der Tankstation fällt der Anker, wir aber gehen, während das Schiff Öl für seine vier mächtigen Motoren faßt, an Land.

Glühende Hitze tropft vom stahlblauen Himmel, sickert über das ölige Hafenwasser und prallt von den strahlend weißen Wänden, die vor uns aufragen. Es ist das Verwaltungsgebäude der Suezkanal-Gesellschaft, ein Dogenpalast im Superformat, ein weißer Kachelofen, geheizt mit Sonnenenergie. Und blitzartig schießt es mir durch den Sinn: Von nun an wirst du, sooft du einen weißen Kachelofen siehst, an Port Saïd denken müssen!

Das Europäer-Viertel? Eine gepflegte, subtropische Stadt mit breiten, sauberen Straßen und vornehmen Geschäftshäusern, mit pseudo-marmornen Arkaden und goldverzierten Lيفةingängen.

Drei unserer Studenten — wissenshungrig und tatendurstig, wie eben nur Studiker sein können — pirschen sich an einen weißuniformierten Polizisten heran: „Geht es hier zur Eingeborenenstadt?“ Der Polizist schüttelt energisch den Kopf: „Verboten! Ihr werdet unweigerlich massakriert!“ Er weist auf den amerikanischen Dampfer, der draußen vor den Duckdalben festgemacht hat. Händlerboote umschwirren ihn, da die Passagiere auf ihrer Reise rund um die Welt — wann fahren die Amis endlich bis zum Mond? — keine Erlaubnis erhielten, an Land zu gehen. „Wir können es nicht riskieren! Man hält euch für Amis und schlägt euch tot.“ Ein Lachen geht über sein Gesicht, als sie ihm wortreich beteuern, daß sie Deutsche seien. „Ihr könnt euch doch nicht ein Plakat um den Hals hängen, auf dem in arabischer Schrift geschrieben steht: Wir sind Deutsche!“

Ein zuverlässig wirkender Mann, dem Aussehen nach ein Matrose, schaltet sich ein: „Ihr Deutsche? Oh gutt! Ich gefahren auf deutsche Schiff. Ich euch führen, ich hier geboren, sprechen mit die Leute, wenn werden böse.“ Lebhaft palavert er mit dem Policeman, händigt ihm schließlich gar seine Papiere aus – sozusagen als Kaution. Endlich stimmt der Bewaffnete zu, nickt großmütig Gewährung. Die Studenten lächeln, da sie das alles für orientalische Großtuerei à la Tausendundeine Nacht halten.

Doch kaum sind sie um die nächste Ecke, da geht es los: Verzerrete Gesichter, drohend geballte Fäuste, die Kistenlatten und handliche Steine umkrallen! Jetzt kommt es darauf an! Unwillkürlich drücken sich unsere Drei dicht an ihren Seemann. Wird er halten, was er versprach?

Mit ausgebreiteten Armen springt er vor, schreit etwas in die Menge hinein, es wird still. Mit großen Augen starren sie ihn an, während er eine flammende Rede hält, von der die Deutschen kein Wort verstehen. Sie sehen nur, wie die Gesichter sich glätten, wie sich im Mienenspiel der Erregten der Wechsel von wilder Wut zu freudigem Erstaunen malt. Und nun tönt aus dem Hintergrund ein gemütliches „Hummel, Hummel!“ „Hummel! Hummel!“ schreien die Studenten zurück, erleichtert, begeistert.

Lachend nehmen die Ägypter das Kleeblatt in die Mitte, klopfen ihnen freundschaftlich auf die Schultern, betasten vorsichtig die Fotoapparate und wollen genau wissen, wozu so ein Belichtungsmesser gut sei. Doch als einer der Studenten den Seemann fragt, ob Fotografieren wohl jetzt erlaubt sei, winkt jener besorgt ab: „Nicht! Leute denken, Seele gehen weg, wenn du nehmen ihr Bild.“

Immer mehr Menschen sind es, die jetzt hinter ihnen dreintrotten. Fast kommen sich unsere Helden wie siegreiche Revolutionäre vor. Fehlte eigentlich nur noch, daß man sie auf die Schultern höbe! Nicht auszudenken, welche fröhliche Flohjadg das am Abend zur Folge hätte!

Doch hernach, als sie mir ihr Abenteuer berichten, werden wir alle sehr nachdenklich. Wo mag dieses fast kindliche Zutrauen, das diese Menschen uns zeigen, seine Wurzeln haben? Liegt es vielleicht daran, daß wir seit 1918 nicht mehr als Kolonialmacht in Erscheinung traten?

Damals, als der Versailler Vertrag uns Togo und Kamerun, Südwest- und Ostafrika, Tsingtau und die Besitzungen in der Südsee nahm, war ich noch ein Junge. Doch ich kann mich genau erinnern, wie ich damals ein Würgen im Halse spürte, sobald die Rede auf unsere verlorenen Kolonien kam. Und ich weiß, es gab damals viele – und gute – Deutsche, die um die Kolonien trauerten. Jetzt aber, da mir die Freunde ihr Erlebnis schildern, ist's mir, als sei Gewinn gewesen, was damals als Verlust erschien.

Mit einem Bekannten, der schon oft den Orient bereiste, sitze ich, als die Dämmerung über das weite Flachland sinkt, oben auf dem Promenadendeck. „Sie wundern sich über den Haßausbruch?“ Er weist auf den Palast der Suezkanal-Gesellschaft. „Sehen Sie diesen Prachtbau? – Gut! – Und nun denken Sie an die elenden Buden, in denen die Menschen hausen, die hier im Lande geboren sind! Verstehen Sie jetzt den Groll?“

Er wirft den Rest seiner Zigarette über die Reling. Wie ein winziger Komet wischt sie über das Dunkel der heraufsteigenden Nacht und verzischt drunten im trüben Hafenwasser. „Ich bewundere die Selbstbeherrschung dieser Menschen.“ Leise hat er es gesagt, doch jetzt schwillt seine Stimme an: „Sie werden es selber noch erleben, mit welcher lärmenden Überheblichkeit wir Europäer uns durch die altehrwürdigen Heiligtümer des Islam schieben! Als sei eine Moschee ein Panoptikum, als stünden die Professoren und Studenten der Koranschulen auf einer Stufe mit Zirkusclowns!“ Seine Hand zittert vor verhaltener Erregung, als er sich eine neue Zigarette anzündet. „Ehrfurchtslos ist der Mensch des Westens, eingebildet auf seine herrliche Technik, dumm, erschreckend dumm aber, wenn er vor echte Gläubigkeit und wirklich uralte Kultur gestellt wird.“

An der flammenden Kurve, die seine glimmende Zigarette in die Schwärze malt, erkenne ich, daß er mit der Hand eine wegwerfende Bewegung macht. „Wenn Sie in Damaskus durch die Ommajaden-Moschee gehen oder in Jerusalem durch Al Haram al Sharif wandern, dann achten Sie einmal auf die Gesichter der Frommen dort! Schweigende Verachtung liegt in den Augen der Gläubigen. Sie sehen durch die Barbaren Europas, die sich da lachend und lärmend drängen, einfach hindurch!“

Ein hartes, schurrendes Geräusch; er ist aufgestanden und hat

seinen Stuhl an den Tisch gerückt. „Sie sind das erste Mal im Orient. Wenn Sie ihn kennenlernen wollen, wenn Sie ihn verstehen wollen, dann gebe ich Ihnen einen guten Rat: Legen Sie alle westliche Überheblichkeit ab! Wir sind dem Orient nicht überlegen. Er ist nur anders als wir, ganz einfach anders, aber jedenfalls nicht schlechter.“

## DAS GÄSTEBUCH AM HUNDEFLUSS

Könnte der an Selbstgefühl nicht gerade unterernährte Mitteleuropäer sich versucht fühlen, Alexandria für ein schlechtgeschminktes Frauenzimmer mit üblen Manieren und Port Said für einen Halbstarren im gefährlichen Pubertätsalter zu halten, — vor Beirut müßte er nun doch eine Verbeugung wagen. Denn Beirut ist ohne Frage eine Dame von Welt!

Schon dem formvollendeten Auftreten der Beamten spürt man es an, daß die Kultur der Phönizier an der Wiege dieses Landes Pate stand. Das lichte Hellas geleitete es dann durch die Jugend, und Frankreichs Liebenswürdigkeit und Charme gaben ihm den letzten Schliff.

Vornehm und doch gemütlich geht es im Staffhouse-Hotel zu, warme Menschlichkeit aber begegnet uns im YMCA<sup>1</sup>, sooft wir dort zum Bad im herrlichwarmen Mittelmeer aufkreuzen.

Wunderbar die Berge, die bis hart an die See treten, der weiße Taubenfelsen mit seinen Grotten und die von vielblättrigen Tangen übermoosten Felsen im kristallklaren Wasser vor dem YMCA.

Ein junger Deutscher wird uns vorgestellt. Mit dem Fahrrad ist er unterwegs, nur ein kleiner Trip: Einmal per Rad rund um die Welt! Bis hierher ist er schon gekommen, doch nun haben sie ihm, wie er im unverfälschten Berlinisch verkündet, sein Rad geklaut. Nach wenigen Sätzen weiß ich schon, wes Geistes Kind er ist: Berlin? Och, da is ja nischt los! Deutschland? Immer bloß arbeiten, und dann

<sup>1</sup> Young Men Christian Association = Christlicher Verein junger Männer

noch am Ende Soldat spielen! — Schade, es ist nicht jugendlicher Wanderdrang, romantisch verklärt und verspielt. Es ist — leider — auch hier wieder einmal die Jagd nach dem Glück, die Lockung der Fremde, in der er sich Freiheit, und zwar Freiheit von Pflicht und Verantwortung verspricht.

Fast traurig sehe ich ihm nach, wie er da, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, zur Kantine schlendert. Trotz allem, was du erlebst, bist du zu bedauern, mein Junge! Du magst dich wacker bis hierher durchgenassauert haben, du magst ohne einen blanken Heller in der Tasche rund um die Welt trampeln, am Ende wirst du doch irgendwo am Straßenrand liegenbleiben. Hundert „Kumpels“ wirst du finden und doch keinen einzigen Freund haben, tausend Bekanntschaften machen und doch einsam bleiben, alle sieben Weltmeere sehen, Pagoden, Zelte und die Wolkenkratzer von Manhattan — alles umsonst! Den Lohn hast du schon vorher verspielt, weil du nicht weißt, was Pflicht ist und Treue zu dir selbst. Darum hast du dich schon im Anfang deines weiten Weges verlaufen und wirst nie finden, was du suchst. Schade um dich! —

In Saida waren wir, dem alten Sidon, kletterten über Steingeröll und Sand zu der Kreuzfahrerburg, die auf der Felsenklippe vor dem Hafen liegt. „Ein wahrer Jammer“, stöhnte unser Archäologe, „daß die Kreuzritter die prachtvollen Säulen der antiken Tempel in passende Stücke schnitten, um sie in ihre Burgmauern einzufügen und diesen dadurch Querstabilität zu geben!“ Er wies kopfschüttelnd auf die gewaltigen Granite, die in die mittelalterlichen Mauern eingelassen waren, so daß nur ihre kreisrunden Querschnitte beiderseits zutage traten.

Er kam nicht darüber hinweg, schüttelte noch immer den Kopf, als wir längst wieder im Wagen saßen, ja selbst, als wir unterwegs anhielten, um ein Bad in der herrlichen Brandung zu nehmen, hielt er sich schmollend abseits. Wie konnten die Kreuzritter auch so wenig Verständnis für die später aufblühende Archäologie zeigen!

Jetzt geht es nordwärts nach Jebail, das die Bibel Gebal nennt. Mich zieht es stärker hin als die Freunde. Gewiß, auch ihnen ist bekannt, daß diese Stadt, die von den Griechen Byblos genannt wurde, der hellenischen Sprache das Wort schenkte, das „Buch“ bedeutet und später dem Buch aller Bücher den Namen „Bibel“ gab. Ich aber

habe darüber hinaus ein geradezu persönliches Interesse, diese Stätte kennenzulernen, spielt sie doch in einem meiner Bücher als Schauplatz der historischen Handlung eine bedeutende Rolle. Ungeduldig starre ich nach vorn auf die gutasphaltierte Straße, auf der Auto hinter Auto rollt. Werde ich alles so finden, wie ich es — allein auf Beschreibungen anderer gestützt — in meinem Buch schilderte?

Eine Brücke jetzt, ein fast ausgetrockneter Fluß zwischen ragenden Felswänden, der Nahr el Kelb. Hier muß doch — ? Ja, dort rechts schimmern verwaschene Bilder, altertümlich und verwittert. Auf der Rückfahrt wollen wir hier halten, dort hinaufsteigen und das historische Bilderbuch betrachten, in dem die Heerführer aller Zeiten sich hier im Fels zu verewigen trachteten.

Wilde Kehren, eine steile Senke, Häuser und Gärten, eine enge Gasse nun. „Alle aussteigen!“ Durch hallende Gänge schreiten wir, klettern eine endlose dunkle Treppe empor und treten jetzt ins Freie. Weit schweift der Blick von der flachen Höhe des alten Kreuzfahrerturmes über Meer und Land. Dort rechts der Hafen der Phönizier. Von hier liefen die Gebalsschiffe zu ihren kühnen Fernfahrten aus, die sie weit durch die Meerenge von Gibraltar bis in den freien Ozean führten. Nach Tartessos fuhren sie, das irgendwo dort bei Cadiz gelegen haben mag; zu den Zinninseln vor Englands Küste, um von dort das kostbare Metall zu holen, das man für die Herstellung der Bronze benötigte; nach Madeira, um Purpur zu laden, und — ich muß tief Atem schöpfen — zu den Azoren! Durch Münzenfunde wissen wir es ja, daß sie selbst diese Inselgruppe, weit draußen im Atlantik, erreichten.

Ein kühnes Seefahrervolk, das später dann sogar im Auftrage des Pharaos Afrika umschiffte, wie es auch für den König Salomo ins sagenhafte Goldland Ophir fuhr.

Die Stimme unseres Archäologen reißt mich herum: „Hergesehen, Herrschaften! Hier haben wir, was wir nur noch in Jericho finden können: Einen Querschnitt durch mehr als fünftausend Jahre Menschheitsgeschichte!“ Ehrfurcht, fast Ergriffenheit zittert durch seine Stimme, als er uns die ältesten Mauerreste weist. „Siedlungsreste aus der frühen Jungsteinzeit! Und dann daneben — sehen Sie's? — die Phönizierstadt der Bronzezeit!“ Seine Hand wandert nach rechts, wo antike Säulenreste ragen. „Dort die Epoche des Hel-

lenismus, Alexander, die Diadochen . . . “ Sein Zeigefinger zuckt nach einer anderen Stelle: „Römische Anlage! Typisch die Mauerführung! – Und hier die Spuren der Kreuzfahrerzeit!“

Wir blättern im Buch der Geschichte, einem seltsamen Buch, nicht geschrieben oder gedruckt auf Papier, nein, übereinandergelagert in Scherben, Schutt und Mauerresten, aufgeschlagen vom Spaten der Archäologen, Seite um Seite – will sagen: Schicht um Schicht.

In einem Meer violetter Tinte versinkt die Sonne; ein flammendes Rot brennt am westlichen Firmament, als wir uns vorsichtig über die ausgewaschenen Stufen hinabtasten. Es dunkelt schon, während unser Wagen wieder südwärts rast, zum Nahr el Kelb.

Wie zitternde Finger tasten die Scheinwerfer der schweren Wagen, die über die Autostraße jagen, an den zerklüfteten Felswänden hin. Wir müssen warten, bis wir Gelegenheit finden, über die Straße hinüberzuspringen. Unsere Taschenlampen blitzen auf, und nun klimmen wir auf schmalem Pfad an der schroffen Wand empor. Der Lichtkegel zuckt über eine Tafel, nein, es ist keine Tafel, die Schrift ist vielmehr unmittelbar in den gewachsenen Felsen gehauen. Aber das ist nicht, wie ich erwartete, eine antike Inschrift. Französisch ist das, die Visitenkarte der de Gaulle=Armee! Und dort die der Engländer vom Jahre 1918! Weiter klimmen wir, sehen verschwommen Weißes über uns schimmern. Und nun packt es uns doch: Pharao Ramses und Sanherib, Darius und Alexander . . . Alle, die mit ihren Heeren diese Enge zwischen Berg und Meer passierten, haben sich hier eingetragen. In Halbrelief mit Hieroglyphen und Keilschrift, in griechischen und lateinischen Buchstaben; ein historisches Gästebuch von überdimensionalem Format, eine Visitenkartensammlung jener Großen, die sonst mit Blut zu schreiben pflegten.

Mich fröstelt; es ist nicht der Seewind, der sanft über die Höhe streicht. Es ist der Hauch der Vergänglichkeit, der gerade da mich anweht, wo die Großen wähten, ihre Namen mit unvergänglichen Zeichen für alle Ewigkeit einzumeißeln. Und als ich mich vorsichtig, um nicht ins Leere zu stürzen, den steilen Felspfad wieder hinabtaste, da frage ich mich: Diese Namen mögen mit hartem Meißel ins Gestein gehauen sein. Ob sie auch ins Buch des Lebens geschrieben sind?

## DAS MORGENLAND HAT ZWEI GESICHTER

Die rostbraunen Vorberge blieben hinter uns zurück, Ölbäume und Zypressen schmiegen sich an die Hänge, und dazwischen schimmern Villen und Paläste, wie man sie selbst an der Riviera kaum findet. Als wir dann die Paßhöhe des Libanon erreicht haben — in 1900 Meter Höhe — und einen Blick zurückwerfen, liegt sie ausgebreitet vor uns, die Schweiz des Orients!

Wie der Traum vom Paradies scheint's von hier oben. Und doch ist's eine Hölle; nicht für alle, aber für viele! Unwillkürlich schließe ich die Augen und lasse noch einmal die Bilder, die ich sah, an mir vorüberziehen: Das Gewimmel in Beirut, die chromblitzenden Straßenkreuzer, die sich dicht bei dicht durch die Straßen schieben, die modernen Wolkenkratzer aus Glas und Beton. Was ist schon Berlin, Hamburg oder München? Wie Provinzstädte erscheinen sie, was den Autoverkehr betrifft gegenüber Beirut. Eine halbdunkle Dorfstraße ist der Kurfürstendamm, wollte man ihn messen an den Kaskaden der Lichtreklame, die hier aufflammt, wenn die Sonne im Meer versank. Der Tauentzien oder der Jungfernstieg? Ein Nichts, verglichen mit dem, was die Geschäftsviertel dieses hypermodernen Orients zu bieten haben. Und dann, welche Pracht rechts und links, als wir in der schier endlosen Kette der schweren und kostbaren Wagen hier herauf nach Sofar fuhren! Hotels, Paläste und Sommerresidenzen — wie Schlösser aus Tausendundeiner Nacht.

Doch tief in meinem Herzen nagen Zweifel: Ist dieser Glanz nicht vielleicht falsch? So falsch wie das geschminkte Gesicht einer großartigen Schauspielerin? Gähnt nicht etwa dahinter Leere, Armut, Verzweiflung und Aberwitz?

Ich sah doch auch die Lehmhütten mit den erbärmlichen Dächern aus geradegeklopftem Blech, das sie sich aus alten Marmeladeneimern geschnitten hatten. Ich blickte in die Wohnhöhlen, durch deren halbzerfallene Fensterläden aus hohlen Augen das Elend

grinst. Und dann in der Abenddämmerung: Zerlumpte Gestalten, die wie witternde Ratten um die Abfallkästen der Satten strichen, um sich — schamlos vor Hunger — aus dem Kehricht zu klauben, was die Reichen im Überdruß vom Tische fegten. Ich erlebte es, daß Kinder mit dürren Armen, dicken Hungerbäuchen und übergroßen Augen den erhabenen tuenden Touristen das Brot wegbettelten und sich noch um Krumen balgten.

Welches ist nun dein wahres Gesicht, Orient? Ich weiß es nicht. Manchmal erinnerst du mich an eines jener Gesichter, die Picasso in seinen gewagten Visionen auf die Leinwand warf: zwiespältig, zerrissen und widersinnig, schmerzvoll zerquält, unmenschlich=menschlich!

Aber ist das alles? Vielleicht bist du nur ein Spiegelbild unserer eigenen westlichen Existenz? Weil auf all das, worüber sich bei uns der Schleier der Verstellung legt, hier unter einer unbarmherzig klaren Sonne grelle Klarheit fällt! Die soziale Frage, die mich hier in erbarmungsloser Deutlichkeit anspringt, — haben wir sie besser gelöst? Bist du es nur, Orient, der da aus dem Vollen heraus praßt? Bist du es, der zugleich vor Hunger heult und sich vom Dreck ernährt? Eine Mißgeburt schienst du mir, ein Ungeheuer mit Esels-hufen, Affenarmen, Menschenleib und Schweinsgesicht; ein Polyp, der mit schnalzendem Fangarm Sektpfropfen knallen läßt; ein Untier, das mit feistem Rüssel pikante Austern schlürft und im Kaviar sich wälzt, dessen Arme aber — verdorrt und verdreckt — durch den Kot schlenkern und nach Eiter stinken. —

Sah ich in deiner Not, die offen zutage liegt, vielleicht nur die unsere? Bist du am Ende nur ein blitzender Spiegel, der dem selbstsicheren und hochmütigen Westen die eigene falsche Fratze weist? —

Ich schlage die Augen auf — und sehe unter mir im Sonnenschein den Garten Eden, Berge, die in der Ferne verblauen, grüne Täler und rotes Gefels — und ganz weit dahinten ein zartes Ahnen vom weiten Meer.

Ich bin so versunken, daß ich, als Freund Schimanski mir auf die Schulter tippt, erschrocken herumfahre. „Wollen Sie nicht mit? Wir fahren jetzt weiter!“

Wir müssen warten, bis die Autos uns die Straße freigeben, dann laufen wir hinüber und steigen ein. In steilen Windungen stürzt sich

die Straße zu Tal. Fahlgelbe Steinhänge rechts und links, dazwischen wie schwarze Tupfen eine zerstreute Herde langzotteliger Ziegen. Weiß Gott, wovon sie sich nähren, kein Halm scheint hier nach fünf Monaten Dürre zu wachsen. Zementkegel wachsen da seitwärts aus dem Fels, wie Zähne eines vorsintflutlichen Riesentiers. „Eine Straßensperre aus der Zeit des ersten Weltkrieges, als die deutschen Divisionen sich hier nordwärts zurückzogen! Sie erinnern sich: Nachdem die Palästinafront zusammengebrochen war!“ Ich höre nicht hin, was unser Freund da sachkundig erläutert, achte auch nicht auf die Zahnradbahn, die sich dort drüben aus einem Tunnel windet, ich denke noch immer nur an das Gleichnis vom Reichen Mann, vor dessen Tür der arme Lazarus lag, hungrig und voller Schwären. —

„Die Bik'á!“ Der Ruf reißt uns aus unserem Dämmern hoch, die Hälse recken sich. Ja, dort vorn, zwischen den kahlen Höhen leuchtet es aus der Tiefe grün auf: Die Bik'á, das fruchtbare Hochtal zwischen Libanon und Antilibanon. Der Motor heult im kleinen Gang, so steil geht es jetzt hinab. Und dann liegt die Hochebene vor uns. Wie ein gerader Strich zieht sich die Straße quer darüber hin, bis nach drüben, wo die gelbroten Hänge des Antilibanon aufragen.

Doch jetzt biegen wir ab, eine scharfe Haarnadelkurve nach rechts, es geht nach Kirbet Kanafár. Eine Ruine hoch auf steiler Felsenklippe, wie Stolzenfels am Rhein; letzter Zeuge aus der Zeit der Kreuzzüge. Nach gut halbstündiger Fahrt dann rote Dächer links voraus, schmucke Häuser, nach deutscher Art erbaut: Die neue Schule Pastor Schnellers.

Vor hundert Jahren begann der erste Schneller in Jerusalem das Werk, das unter dem Namen „Syrisches Waisenhaus“ auch in der Heimat weithin bekannt geworden ist. Mit einem knappen Dutzend Waisenkindern, die er dem Blutbad, das im Jahre 1860 über die Christenheit im Libanon hereinbrach, entrissen hatte, fing es an. Bald waren es Hunderte, die als „Schneller-Schüler“ Christus kennengelernt hatten. Die Anstalt wuchs, ging vom Vater Schneller auf den Sohn und schließlich auf den Enkel über. Ja, und dann kam der Krieg zwischen Israel und den Arabern. Als die Waffen endlich ruhten und die UNO die Demarkationslinie zog, lagen die Schnellerschen Anstalten auf israelischem Gebiet, und der junge Staat beeilte sich, sie als deutsches Eigentum einzuziehen.

Der Enkel stand da, wo der Großvater vor hundert Jahren begonnen hatte, vor dem Nichts. Vor dem Nichts? Vor einer Aufgabe! Hier am Hange des Libanon fuhren Spaten und Hacken in den felsigen Boden, von früh bis spät erklang und erklingt noch das Pochen der Steinmetzen, die den Baustein aus dem gewachsenen Boden brechen und zurechthauen. Schon stehen wieder zwei Gebäude, weitere sind im Entstehen, und von einer Quelle, die ein guter Geist schenkte, ziehen sie eben einen Graben, der die Wasserleitung aufnehmen soll.

Die Einzelheiten dessen, was der junge Schneller — seines Zeichens Landwirt — erzählt, rauschen an mir vorbei, aber das eine bleibt als mächtigster Eindruck haften: Christen stehen immer und nie vor dem Nichts. Immer: Weil alles vergänglich ist! Nie: Weil Gott jedesmal Kraft schenkt zu neuem Anfang!

Die ersten Schüler drängen sich um uns, ein paar ältere haben sich wiedergefunden, wollen hier beim neuen Anfang mithelfen. Demnächst soll die Schule eröffnet werden, mit zunächst 125 Jungen. Der Geist weht, wo er will . . .

Mit dem Auto ist es nur eine Stunde Fahrt nach Ainjar, das jenseits der Bik'á am Fuß des Antilibanon liegt. Eine Überraschung für mich, kaum daß ich aus dem Wagen gestiegen bin. „Pastor Salomon? Sind Sie der, der in ‚Für Alle‘ schreibt? Ja?“ Wie eng ist die Welt! Nie hätte ich mir träumen lassen, daß die Artikel, die ich da in dem Evangelisationsblatt schreibe, hier im Libanon gelesen würden.

Mit berechtigtem Stolz, über dem jedoch echte Demut liegt, zeigt uns Schwester Hedwig ihr Reich: Aus dem Dschebel Drus stammen die Armenier, die hier angesiedelt wurden. Von der wilden Drusenbevölkerung vertrieben, kamen sie in den Sandschak von Alexandrette. Als dieser zur Türkei geschlagen wurde, war auch dort ihres Bleibens nicht länger, nach Ägypten zogen sie, wurden aber auch da bald ausgewiesen. Hoffnungslos und demoralisiert trafen sie hier in Ainjar ein. Ein alter armenischer Priester war ihr einziger Betreuer. Er war es, der Schwester Hedwig in Beirut traf und hierher rief: „Komm, Schwester, und hilf! Sie sind ja wie eine Herde ohne Hirten.“

Es ist erst acht Jahre her, daß Schwester Hedwig in einem dieser winzigen viereckigen Kästen, die die Regierung den Flüchtlingen als Wohnhäuser hinstellte, ihr Werk begann: In einer Ecke stand das

Feldbett, in der andern war das „Büro“, die dritte nahm die Apotheke auf und die vierte diente als „Poliklinik“.

Heute? Mit den beiden andern Schwestern, die ihr der Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient sandte, hat Schwester Hedwig hier Erstaunliches geschaffen: Neben dem Kirchlein einen Kindergarten, dazu — ganz modern eingerichtet — eine Schule, die mit der Prüfung der Mittleren Reife abschließt, und drunten im Dorf steht ein Gemeindehaus, in dem sich regelmäßig ein Bibelkreis von fast hundert Frauen zusammenfindet, während sich in den Kellerräumen, die angenehm kühl sind, Jungenschaft und Mädelschar etabliert haben.

Drei Frauen inmitten einer einst halbwilden Bevölkerung, der die Blutrache nichts Fremdes war! Drei Frauen, unter deren behutsamen und doch tatkräftigen Händen die einst hoffnungslosen Herzen zu neuer Liebe erblühten. Drei Frauen, die — wie jene am Ostermorgen — bang fragten: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?“ Mit zitternden Herzen wagten sie den Gang — und fanden, daß der Stein fortgewälzt war!

Ainjar: Osterwunder mitten in der Gegenwart!

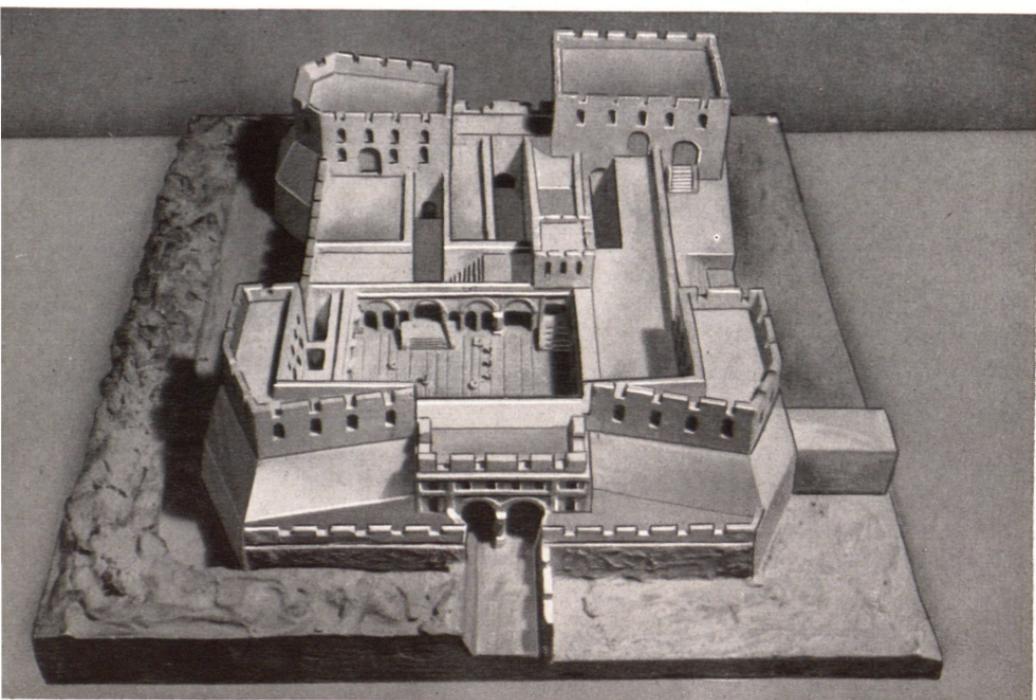
## ANTONINUS UND DER FORTSCHRITT

Wie ein gewaltiger Zaun, den Gott um diesen Garten Eden gezogen, so liegen, als wir auf der gutunterhaltenen Autostraße nach Norden jagen, die beiden Bergketten rechts und links über der Bik'á. Rot leuchtet der fruchtbare Boden der frischgepflügten Äcker, in frechem Gelb blühen Unkräuter mitten im satten Grün der abgeernteten Melonenfelder. Auf harter Lehmtenne erheben sich goldfarbene Pyramiden, Haufen großkörnigen Weizens. Davor trotten schleppfüßig Ochsen, hin und her, her und hin; hinter ihnen walkt das Dreschholz, wie vor tausend Jahren, wie vor viertausend. —

Satte Ockerfarben steigen über dem Grün langschäftiger Dattelpalmen in das warme Blau des Himmels: Die Säulen von Baalbek! Plötzlich, da wir jäh zur Seite abbiegen, ist die Asphaltstraße zu Ende.



Oben: Vor der Schule in Ainjar (Libanon)  
Unten: Über Bethanien sinkt der Abend.



Oben: Blick vom Dach des YMCA Jerusalem-Jordan auf das Trümmergelände im Niemandsland

Unten: Modell (Rekonstruktion) der Burg Antonia.

Über holprige Steine springt der Wagen, und jetzt mahlen die Räder durch mühlenden Staub, der in dichten Schwaden zu den offenen Fenstern hereinwirbelt. Ein Ruck, wir halten. Vor uns ragen gigantische Mauern.

Was für Steine! Was für Steine! Waren es Cyklopen, die sie aus den Steinbrüchen dort hinten brachen, auf unvorstellbaren Mammutrollen herbeiwälzten und zu diesen Mauern türmten? Menschen waren es wie wir, Ingenieure Roms, die das planten, Sklaven eines Antoninus Pius, die sich zu Tausenden keuchend in die Seile legten und unter dem Schwirren der Peitschen ihren Schweiß verströmten.

Baalbek: Uraltes Heiligtum der Kanaaniter, Zentrum des Baalkultes, Stätte, an der man dem Gott der Fruchtbarkeit huldigte<sup>1</sup>. Wie hätte man wohl anderswo dem üppigen Gott einen solchen Tempel bauen können als gerade hier in der strotzenden Bik'á? Träufelte nicht hier Baal seinen Segen auf das Land? Gebar nicht hier Aschera alljährlich neue Fruchtbarkeit aus ihrem unerschöpflichen Schoß? Was schreist du, Elia, Prophet eines Gottes Jahve, der in der Wüste thront? Was drohst du der Königin Isebel, die Ahab sich aus Tyrus holte? Warum wetterst du gegen die Baalpriester, die auf dem Gipfel des Karmel um den Altar hinken, tanzen, singen und in Ekstase sich mit Messern ritzen? Was hast du, Juda, gegen Baal und Aschera, gegen unsre Tempeldirnen und die heilige Unzucht? Ha, die dürre Steppe spie dich aus, die Wüste bot dir ihre vertrockneten Brüste! Wir aber, Kanaaniter und Phönizier, entsprangen Ascheras Schoß, und Baal zeugte uns Kinder der Fruchtbarkeit!

Mit staunenden Augen durchwandere ich den riesigen Vorhof, der selbst im Verfall noch prahlt. Und als ich jetzt durch ein Tor, das wie ein Riesenmaul gähnt, auf den Tempelplatz trete, selber nur ein winziges Etwas im riesigen Rund getürmter Steinmassen, ein Staubkorn auf der Tenne, da sehe ich im Geiste Elia, den Mann Gottes, vor mir: Ein Einsamer unter vierhundertfünfzig Baalpriestern, ein Einzelner, der gegen Ahab und Isebel, gegen Baal und Aschera steht: „Erhöre mich, Herr, erhöre mich, daß dieses Volk wisse, daß du, Herr, Gott bist!“<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Ursprünglich war Baal wohl ein Kriegs- und Himmelsgott. Als Gott des Gewitters wurde er dann Spender von Wachstum und Fruchtbarkeit.

<sup>2</sup> 1. Könige 18, 21–39.

Wie eine Burg wuchtet vor mir der Brandopferaltar empor. Durch jenen unterirdischen Gang da trieben sie die Stiere, die dann hier oben verbluteten. Hekatomben. —

Sechs Säulen ragen in die Bläue, als trügen sie das Himmelsgewölbe. Und nun stehe ich an ihrem Fuß und hebe den Blick, lasse ihn an den ungeheuren Schäften in die Höhe gleiten, bis mir schwindelt. Ich muß die Augen schließen, sehe grüne Kreise vor den geschlossenen Lidern wogen. Es zwingt mich nieder auf den Block dort rechts. Gesichte steigen vor mir auf, verschweben, wallen auf und nieder, verdichten sich nun zu Gestalten: Eine im Purpur des Cäsaren hebt die Hand — Antoninus Pius<sup>3</sup>! Ganz fern klingt die Stimme, lateinische Laute sind's, gehen jetzt über in wohlklingendes Griechisch, das sich dem Ohre einschmeichelt: „Wie, ihr Freunde? Mit Wagenrennen und circensischen Spielen wollt ihr Roms Größe diesen Syrern zeigen?“ Ein Lächeln, klug und überlegen. „Ich kenne sie besser! In Tempeln müssen wir sie übertrumpfen! Ein Riesentempel dem Jupiter, den sie Baal nennen!“ Die Hand malt Zeichen in die leere Luft, und ich sehe, wie unter ihr auf zauberische Weise sich Meißel, die keine Faust führt, in den Berg fressen. Pochen und Hämmern kommt von irgendwoher, ein dumpfes Rollen dann. Seile spannen sich, und gewaltige Rundhölzer ächzen, Zoll um Zoll rucken gigantische Blöcke eine schier endlose schiefe Ebene hinan.

Die Geisterhand zieht mystische Zeichen über den tiefvioletten Himmel, der wie ein purpurner Vorhang vor dem Weltengrunde schwebt, und eine herrische Stimme befiehlt: „Ein Tempel nun dem Bacchus! Eheu! Gepriesen sei der Gott des Weins!“ Und neue Säulen wachsen aus dem Nichts empor, makellos in Reih und Glied, Simse und Giebel darüber hin, gefügt von den unsichtbaren Sklaven der Stimme.

Ein silberhelles Lachen nun, eine Woge, die aufstäubend am weißen Gestade zerstiebt, ein Weib, die Schaumgeborene — „Aphrodite“! Der Cäsar beugt das Knie vor ihr. „Venus! Astarte!“ Er reckt sich hoch, wirft den Kopf in den Nacken, sieht über mich hinweg, und wieder hebt das Werken an, hinter mir diesmal, unheimlich laut und nah. —

<sup>3</sup> Unter Antoninus Pius (138–161 n. Chr.) erhob sich das Römische Reich zu einer letzten allgemeinen Blüte.

Ich fahre auf: Die Freunde sind's! Auf der gewaltigen Mauer, die im Mittelalter die Türken aus den Trümmern türmt, klettern sie herum, scherzen und lachen. Taumelnd erhebe ich mich, sehe noch einmal zu den sechs letzten Säulen des Jupiterheiligtums empor, dann hinüber zu dem des Bacchus, das goldgelb in der Sonne leuchtet, und suche über den grünen Baumwipfeln die zartgeschwungenen Simse des Venustempels.

Ave Caesar! denke ich. Ja, du hast es verstanden, dem Orient in geradezu moderner Weise zu zeigen, wie herrlich weit wir im Westen es mit dem technischen Fortschritt gebracht haben! Der größte Tempel der Welt! Der gewaltigste Brandopferaltar unter der Sonne! Das Kolossalste vom Kolossalen, ein Monstrum an Maß, Gewicht und — Kosten! Fürwahr: Ein Barbar muß sein, wem dieser Ararat des Fortschritts nicht eine Offenbarung ist!

Die Sonne steht schon tief, als ich über die Trümmer klettere, die drunten zwischen Jupiter- und Bacchustempel liegen. Da ein Säulenschaft: Zwei Meter im Durchmesser, sieben Meter lang, das macht — einen Augenblick! —, ja, das macht, wenn ich das spezifische Gewicht des Steins auf etwa 3 schätze, ziemlich genau 65 Tonnen oder 65 000 Kilogramm. Und jener Block da wiegt wohl gar 350 Tonnen! Liebenswerte Kleinigkeiten sind das, wenn man bedenkt, daß eine moderne Schnellzug-Lokomotive mit Tender, voll bekohlt und mit Wasser versehen, allenfalls 150 Tonnen wiegt.

Meine Hochachtung, ihr alten Römer! Großartig habt ihr das gekonnt: Kultur nach Tonnen zu messen. Selbst den amerikanischen Touristen, die im Rudel da hinten durch das Tor quellen, muß das imponieren. Wie sie die Leicas zücken! "Very interesting, indeed!" Nur der lange Hagere da zuckt verächtlich die Schulter, sieht sich blasiert um und knautscht etwas durch das gummikauende Gehege seiner künstlichen Zähne: "Damned ruins!" Ich wende mich schauernd ab. Armer Antoninus Pius! Jetzt drehst du dich gewiß im Grabe um.

Mit asthmatisch keuchendem Motor kämpft sich unser Wagen die Straße hinauf, die sich in einem gewundenen Tal zur Kette des Antilibanon emporschlängelt. Noch einmal weitet sich an einer Kehre der Blick zurück auf die Bik'á: Dort unten, in Reih und Glied, wie kleine weiße Schächtelchen anzusehen, die Siedlung von Ainjar.

Weit rechts, hinter der Höhe, die da vorspringt, muß Baalbek liegen, dort drüben, unter der zackigen Zinne des Libanon, irgendwo zur Linken, Kirbet Kanafár mit der Schnellerschens Schule.

Ein herrliches Bild: Die grüne Ebene zwischen den bis in unendliche Ferne verdämmernden Bergketten!

Jäh springt eine Erinnerung mich an: Und es kam Nebukadnezar, der König zu Babel, und belagerte Jerusalem mit aller seiner Macht. Da sie aber in die Stadt brachen, floh Zedekia, der König von Juda, zum blachen Felde. Die Chaldäer aber griffen ihn zu Jericho und führten ihn hinauf gen Ribla zum König von Babel. Und sie schlachteten die Kinder Zedekias vor seinen Augen, stachen ihm danach die Augen aus und führten ihn in Ketten gen Babel. —

Ribla? Lag das nicht hier in der Bik'á? Natürlich, dort weit nordwärts über Baalbek hinaus. Da hatte Nebukadnezar sein Hauptetappenlager, um, wie viele Heerführer vor und nach ihm, aus dieser fruchtbaren Ebene der kämpfenden Truppe den Nachschub zu sichern. Hier also geschah das Entsetzliche, was die Bibel uns da im letzten Kapitel des zweiten Buches der Könige berichtet, hier!

Längst hat sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt, quält sich die schier endlose Steigung hinauf, doch ich muß noch immer daran denken: Welcher Gegensatz, dieser wunderbare Garten Eden, dieses Paradies der Bik'á! Und diese Greuel, von Menschen vollbracht! Die Herrlichkeit der Gottesschöpfung — und die entsetzliche Bosheit des Menschen, wo könnten sie flammender aufeinanderprallen als hier?

#### DER HAREM IM STRASSENKREUZER

Eine Fata Morgana hinter graugelben Bergen, Palmen, Feigenbäume und Sykomoren, Olivenhaine und Weingärten, das ist die Oase von Damaskus. Erst war es nur ein winzig schmaler Streifen Grün, der sich von der Seite her zur Autostraße zog, ein spannenbreites Rinnsal lebendigen Wassers, das von Stufe zu Stufe über die Steine sprang. Dann kam ein zweites Bächlein von links, vereinigte

sich mit dem ersten. Schmale Terrassen, kunstvoll berieselt, zogen sich hart über dem schluchtartigen Talgrund hin. Jetzt ist es ein breiter Bach, von Weiden und Pappeln überragt, unter denen sich niedrige Hütten ducken. Steine inmitten des rauschenden Gewässers, Wäsche, zum Bleichen gebreitet, Frauen, die mit geschürzten Kleidern dort waten, Kinder, die am Wasser spielen, Männer, die träge Ochsen auf dem schmalen Felspfad, der sich am Berg emporwindet, dahintreiben.

Einer von uns stößt einen Ruf aus, weist mit der Hand nach oben. Wir wollen es nicht glauben, doch es ist tatsächlich ein Segelflugzeug, das dort oben in der Bläue schwebt und über der Glut der steinüber-säten Hänge seine Kreise zieht.

So plötzlich, als träte man durch das Tor einer Mauer, ist das Gebirge zu Ende. Wuchtige Hochhäuser und schlanke Minarette ragen aus dem vielfarbigem Grün der Zypressen, Palmen und Pyramidenpappeln. Eine breite Prachtstraße nun, auf deren Asphalt die Reifen laut singen, dann rechts ein Wald von Fahnenmasten, über glasschimmernden Pavillons knattern Flaggen, die die Farben aller Nationen tragen: Die Messe von Damaskus.

Immer dichter wird der Strom der chromblitzenden Wagen, dort vorn, wie ein unerschütterliches Riff in der Brandung des flutenden Verkehrs, ein Polizist in strahlendem Weiß. Kokett wirbelt der helle Stab, ein Zauberstöckchen, das wie an unsichtbaren Fäden den nicht abreißenden Strom der Fahrzeuge lenkt.

Hotel Palmyra: Eine betuliche Alte, die uns bemuttert, der Besitzer, dem die scharfe Hakennase unter dem schlohweißen Haupthaar spitz hervorsticht, die *Filia hospitalis*, anmutig und flink, doch schon mit leichten Andeutungen späterer Fülligkeit, dazu ein hagerer Chefober, der mit ihr verliebte Blicke wechselt und sich anscheinend schon als kommender Beherrscher aller Reußen fühlt. Mit schmaler Hand bringt er Ordnung in das Chaos, man spürt, wie die Bediensteten auf ihn achten. Der ergraute Besitzer des Hauses? Er steht etwas hilflos inmitten all der Betriebsamkeit, die unsere Ankunft entfacht hat, sieht sich im Wege und zieht sich diskret zurück.

Cafégärten unter strahlenden Neonröhren, Tisch an Tisch, Männer zu Tausenden. Moderne Anzüge nach neuestem Schick, grauer Homburg über weißseidenem Schal, mitten dazwischen scharfgeschnittene Gesichter unter der arabischen Kofije, roter Fez und leuchtender Haik.

Verschleierte Frauen in alter Tracht und Damen im Kostüm, lässig die behandschuhte Hand am Steuer ihres Studebaker, Modell 55. Hart und unvermittelt prallen Orient und westliche Welt, Mittelalter und Moderne hier aufeinander.

Eine atemlose, beklemmende Nacht, zerfetzt vom nicht abreißen- den Hupengelärm der Autos, zerhackt von den harten Schaltgeräuschen der Busse, die gerade unter meinem Fenster bremsen, halten, wieder anfahren.

Dann eine unbarmherzige Sonne über Straßen, durch die der bläuliche Qualm von tausend Auspufftöpfen quirlt. Hinter Schaufenstern modernster Architektur prächtige Auslagen, aufgebaut von Werbefachleuten, die sich raffiniert auf die Käuferpsyche verstehen. Doch um ein paar Ecken weiter springt der unverfälschte Orient dich an. Fliegende Händler mit sprechenden Gesichtern und feilschenden Händen über dem Bauchladen drängen sich vor dem Eingang eines menschenwimmelnden Ameisenbaus von supranaturalem Format: Orientbasar! Teppiche und Gewebe, Messing- und Bronzearbeiten, Souvenirs und Ramsch, gediegene Handschmiedekunst und solide Brokate, Talmi und apartes Kunstgewebe, ein buntes Hors d'œuvre de Damasque!

Gleich dahinter, passend wie eine echte Perle zu billiger Kattun- krawatte, eine Portalruine aus klassischer Zeit, gewaltige Mauern dann, die Ommaijaden-Moschee. Ein junger Predigtamtskandidat des Propheten, mit einer Leichenbittermiene, als sei er Ehrenmitglied des Vereins junger mohammedanischer Männer, deutet mißbilligend auf meine Schuhe. Oh, ich verstehe, neige schuldbewußt mein Haupt und entledige mich des staubatmenden Kalbfells, schlüpfe nun in Lederpantinen, die einem Goliath hätten passen können, und schlurfe, von dem Zerberus des Heiligtums mit einem gnädigen Kopfnicken entlassen, durch die Tür hinaus auf das weite Geviert des Hofes, nicht ohne zuvor die Geste der flach hingestreckten Hand verstanden zu haben.

Blendendes Sonnenlicht durchflutet den riesigen Hof, über dem der mächtige Turm des Minarets wie ein reckenhafter Tempelwächter steht. Ich blinzele hinauf: Dort auf dem Umgang, der sich da in schwindelnder Höhe um den viereckigen Turm zieht, soll, wie eine islamische Überlieferung kündet, Isa Ben Miriam am Jüngsten Tage

erscheinen, um Gericht zu halten über Lebende und Tote. Seltsam, daß selbst der Islam, dieser stolze und selbstherrliche Islam, an Jesus, dem Sohn der Maria, nicht vorüber kann!

Ich trete durch eins der Portale, die rechts das weite Geviert begrenzen, und stehe in der ungeheuren Halle, die hinter langen Reihen ragender Säulen ins Unendliche zu verdämmern scheint. Mir ist, als ginge ich über federnden Wiesenboden, doch es sind nur die kostbaren Teppiche, in denen mein Fuß versinkt. Schimmernde Mosaik, eine hölzerne Kanzeltreppe mit wunderbaren Intarsien, unter einem weißmarmornen Kapellchen ein von kostbaren Geweben übersponnener Sarkophag. Das Haupt Johannis, des Täufers, soll hier ruhen. —

Ein blinder Mullah sitzt mit untergeschlagenen Beinen dort rechts, im stillen Gebet bewegen sich seine farblosen Lippen, und der Kopf mit dem ausdruckslosen Gesicht pendelt in gleichmäßigem Rhythmus von links nach rechts, von rechts nach links. Drei andere hocken dort auf dem etwas erhöhten Podest zwischen den Säulen, lesen im Koran, der vor ihnen aufgeschlagen auf einem niedrigen Holzgestell liegt.

Seltsam lautlos schwebt eine eigenartige Gruppe heran: Vier tiefverschleierte Frauen hinter einem vornehm gekleideten Araber. Er neigt sich zu dem Blinden, flüstert ihm etwas zu, winkt dann den Frauen, die demütig in die Knie sinken, und schreitet, das unbewegte Gesicht stolz in den Nacken gelegt, steifbeinig an mir vorüber.

Überrascht wende ich das Gesicht, als der blinde Mullah in ein-tönigem Singsang Koransuren und fest geprägte Gebete zu rezitieren beginnt. Und nun begreife ich: Dort, fünf Schritte vor mir, spielt sich ein Privatgottesdienst ab, den ein reicher Araber seinem Harem halten läßt. Der psalmodierende Gesang schwillt an und ebbt ab, eine kurze Pause, der Name Allahs, und die Oberkörper der Frauen fallen nach vorn. Jetzt berühren die Stirnen den weichen Teppich, nun schnellen die Körper wieder hoch, die Hände heben sich, die Augen. —

Zehn, fünfzehn Minuten geht das so, auf, nieder, vorwärts, zurück, dann bricht der Singsang mit einem plötzlichen Stakkato unvermittelt ab. Mit unbeteiligtem Gesicht kehrt sich der Mullah zur Seite und starrt mit erloschenen Augen auf das Heiligtum Johannis. Einen Augenblick sitzen die vier Frauen noch zusammengesunken da, dann richten sie sich empor, wieder so gleichmäßig, als hätten sie die

Bewegung eingeübt, und schweben lautlos davon, Schatten einer mitternächtlichen Prozession von Geistern.

Als ich aus der Vorhalle wieder auf die halbdunkle Gasse trete, fährt eben ein Wagen an, ein Nash=Ambassador, Cabrio=Luxusmodell. Am Steuer sitzt der Araber mit dem unbewegten Gesicht, in den rotledernen Polstern aber versinken die vier schwarzverschleierte Frauen, denen eben der Mullah das Privatissimum las; ein Harem im Straßenkreuzer, das tiefe Brummen von 120 PS und die Suren des Propheten — Orient in der Pubertät.

### EIN AUERWÄHLTES RÜSTZEUG

„Zur Geraden Straße? Ach, das ist nicht so weit, etwa eine halbe Stunde!“ Irgendwie muß aber wohl die Zeit hier anders laufen als bei uns, denn wir sind schon über 45 Minuten unterwegs und noch immer nicht am Ziel. Nun ja, ich will mich nicht wundern. Ist nicht auch die Optik hier eine andere als bei uns daheim? Küsten=Torpedoboote waren es, die ich im Hafen von Alexandria sah, doch in den Augen der patriotischen Ägypter schwollen sie zu Panzerschiffen an! Und nun gar Zeit? Was ist das schon? Eine mehr als relative Angelegenheit! Irgendwie weiß doch der Orient auch ohne Einstein mehr von der „Relativität“ als der vordergründige Occident, der alles absolut nehmen will.

Wenn nur diese satten Düfte nicht wären! Eben noch es nach ranzigem Hammelfett, jetzt umschwebt mich der säuerliche Hauch gärender Weintrauben, und nun tauche ich in eine Wolke von Olivenstank! Aber das alles ist nicht einfach und simpel definierbar. Das eben war ein raffiniertes Gemisch von angebranntem Roastbeef und versengten Haaren, und dies jetzt ein hintergründiges Duftkonglomerat von verkohlten Erdnüssen und überreifen Bananen, versetzt mit einem leichten Stich ranziger Butter, pikant und gekonnt wie die beste Pariser Küche, himmlischer Wohlgeruch des Orients!

Ein Bus rumpelt vorbei, alt wie Methusalem, wacklig wie Rotkäppchens Großmutter und voll wie — ja, voll wie die Hölle! Wie mag es in diesem klappernden Blechkasten erst — duften! Ein wahres Glück, daß wir per pedes apostolorum durch die endlosen Gassen des alten Damaskus traben. Apropos Apostel! Ob wohl noch etwas von der Geraden Straße übrig sein wird, in der der Apostel Paulus wohnte? Ich bin skeptisch, seit ich gestern an der alten Stadtmauer die Stelle sah, an der man ihn im Korb hinabgelassen haben soll. Aus jüngerer, sehr viel jüngerer Zeit stammt das Gebäude, dem in neckischer Architektur das Fenster eingesetzt ist, durch das der Apostel geklettert sein soll. Hundert Schritte weiter nach rechts, da sieht die Mauer noch vertrauenerweckend alt aus, da hängen sogar noch, hingeklatscht wie graue Schwalbennester, winzige und krummwinklige Häuschen auf der Zinne, aber da, wo man uns die „historische“ Stelle wies, da war höchstens der Schmutz am Fuß der Mauer historisch; jedenfalls lag er so hoch, daß er sich nicht im Laufe des letzten Jahrhunderts abgelagert haben kann.

Übrigens muß die Gerade Straße ganz in der Nähe jener pseudo-historischen Mauerstelle ausmünden, hinter einem engen Durchlaß, an dem wir hernach vorbeibrauten. —

Ein römisches Portal? Tatsächlich, der Rest eines ursprünglich dreiteiligen Triumphbogens, unzweifelhaft alt und echt, wenn auch hier und da mit jüngerem Material ausgebessert. Ein schäbiger Bus steht genau unter der Wölbung. Eine großartige Idee, den römischen Torbogen als Garage zu benutzen! O quae mutatio rerum!

Das also ist die Gerade Straße! Beängstigend schmal zieht sie sich hin, so eng ist sie, daß ich mich hart an die Wand des windschiefen Hauses drücken muß, als laut hupend ein Auto vorüberrollt. Immerhin, sie macht sonst ihrem Namen alle Ehre, ist jedenfalls so gerade, wie es eine Gasse im Orient nur sein kann. Da ist das andere Ende: Wieder, diesmal in der Wand des die Durchfahrt beengenden Gebäudes, Pfeilerreste aus römischer Zeit.

Ich wende mich um und schaue zurück. Kein Zweifel, die beiden Tore sind deutlich die Endpunkte dieses Straßentraktes. Nur: Breiter muß jene Gerade Straße gewesen sein, in die ein vom Blitz der Ewigkeit geblendeter Saulus einzog. Eine römische Prunkstraße war es, das bezeugen die Reste der Torbögen; eine Paradedstraße, wie sie

wohl schon die Seleukiden anlegten. Die Römer bauten sie aus zur großen Ost=West=Achse, über deren Steinplatten der Schritt der ehernen Legionen dröhnte; ein architektonisches Menetekel für alle Freiheitsgelüste des Orients, ein Boulevard der Macht, eine Siegesallee gottgleicher Cäsaren.

Doch dann sanken die Sterne Roms, das Imperium wurde „Geschichte“, Vergangenheit, bröckelnder Staub am Pfeiler der Zeit. Aus den stinkenden Hintergassen aber quoll die Hefe, das zeitlose, geschichtslose Volk der Winkel und dunklen Keller. Eine Prunkstraße? Eine Prachtallee, in die die Sonne brannte? Unnützer Raum, vertan zur Propaganda der Größe! Baut eure Hütten dort! Schlagt Buden auf! Einen herrlichen Baugrund gibt das feste Pflaster ab, und prächtig lassen sich aus den protzenden Fassaden rohe Mauern türmen! Schatten muß her, Schatten! Macht eng die Gasse, laßt keinen Sonnenstrahl herein!

Und die Straße wuchs zu, wie eine Wunde vom wilden Fleisch überwuchert wird. Eine Narbe nur ist noch die Gerade Straße im Leibe der Altstadt, eine Narbe, ehrwürdig und bei aller Häßlichkeit doch Zeugin großer Vergangenheit.

Eine winzige Gasse da zur Seite, so schmal, daß wir zu dritt kaum nebeneinander dort gehen können. Es riecht nach Leim, aus den offenen Fenstern aber kommt das Klopfen kleiner Hämmer und das eintönige Geräusch von Schleifmaschinen. Ein dreckiger Lausbub drängt sich heran und hebt ein zierlich gearbeitetes Kästchen empor: „Two dollars! Two dollars! Very cheap!“ Aha, die Werkstätten der Intarsienfabrikanten sind hier!

Wir stoßen eine Tür auf und stehen vor einem wüst sich türmenden Haufen von Tischen, zierlichen Stühlen und Anrichten, Wandschränkchen und schimmernden Kistchen. Ebenholz und Elfenbein, Maserbirke, Ahorn und Schildpatt, Nußbaumholz und Perlmutter — kunstvoll eingelegt leuchten sie in wohlhabengewogenen Ornamenten, geben Kunde von guter alter Handwerkskunst.

Dann — um einige Dollar ärmer — wandern wir die schmale Gasse weiter, die zierlichen Kästchen behutsam unter den Arm geklemmt. Ein winziger Platz nun, eine Treppe, die über ausgetretene Stufen in die Tiefe führt: Das Haus des Ananias! Meine Augen tasten suchend die altertümlichen Linien des Gewölbes ab, doch als ich in die

Seitennische trete und meine Hände über die von den Jahrhunderten zerfressenen Steine gleiten lasse, schwindet mein Mißtrauen mehr und mehr. Dieses Bauwerk ist uralt! Unser Professor ist neben mich getreten, flüstert: „Einwandfrei frühchristliche Aera!“ Er ist Archäologe und muß es wissen. In der Tat: Spricht nicht auch der Schutt der Jahrhunderte, der dieses Bauwerk überlagerte und zum Kellergewölbe machte, für das hohe Alter der Räume? Ja, es mag hier gewesen sein, wo der Herr im Gesichte zu Ananias sprach: „Gehe hin in die Gasse, die da heißt die gerade, und frage in dem Hause des Judas nach einem namens Saulus von Tarsus! Diesen habe ich mir zum Rüstzeug auserwählt, daß er meinen Namen trage vor die Heiden!“

Ich sehe nicht mehr die Alte, die wie ein müder Geier auf den Stufen der Treppe hockt und zu den Kerzen hinblinzelt, die da vorn auf dem Altar brennen, ich sehe ihn vor mir, Ananias, wie er sich erhebt, auf die Gasse tritt, um zum Hause des Judas zu gehen. Eine Weile ist es still, nur die Jahrhunderte weben um mich ein unsichtbares Gespinnst. Ein Rascheln zur Seite: Kommt Ananias zurück? Tastet sich hinter ihm einer herab, der unsicher geht, als sei er eben noch blind gewesen, als traue er noch nicht dem Licht, das ihm wiedergeschenkt wurde? Saulus von Tarsus, ein irrender Mensch, das auserwählte Rüstzeug Gottes. —

Ein Klappern läßt mich hochfahren, ach so, die Alte, die vielsagend den Kollektenteller auf die Stufen setzte. Menschliches, Göttliches — wie eng seid ihr verwoben!

#### KLEIN=MOSKAU IN DAMASKUS

Still gehen wir durch die weiten, hellen Säle des Museums. Sarkophage und Inschriften, Rekonstruktionen und Ausgrabungsberichte, Gemmen und Siegelzylinder, antike Waffen und herrliche Schmuckstücke — ein Mausoleum großer Vergangenheit. Unwillkürlich sinkt die Stimme zum Flüstern, und man scheut sich, laut aufzutreten. Jahrtausende umschweben mich, und aus den blitzenden Vitrinen

<sup>1</sup> Apostelgeschichte 9.

lächelt in weiser Abgeklärtheit der Geist längst versunkener Epochen. Wenige Besucher nur gleiten in gemessenem Schritt durch die Säle. Doch dort vorn, wo gleich neben dem Eingang eine breite Treppe zum ersten Stock hinaufführt, herrscht lebhaftes Kommen und Gehen. „Eine Ausstellung russischer Gemälde“, gibt mir der Pförtner auf meine Frage zur Antwort. Ein Lächeln dann, und freundlich setzt er hinzu: „Der Eintritt ist frei!“

Überrascht verhalte ich oben den Schritt. Scharen junger Männer schieben sich durch die lichten Räume, stehen in Gruppen vor den Bildern, diskutieren halblaut und erregt. Sie sind nicht alle aus Damaskus, viele kamen aus Jordanien, Ägypten oder dem Irak. Die große Messe wollten sie besuchen, sahen dort die einladenden Plakate und stehen nun hier in der Kunstausstellung der UdSSR.

Ein Stilleben hier, dort drüben eine Landschaft; Flöße auf der Wolga, eine sonnedurchglühte Laube. Es wäre interessant, einmal zu verfolgen, wie weit vor allem französische Einflüsse sich bemerkbar machen, zumal bei den älteren Gemälden, denen aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Doch mich bewegt heute nicht dies. Ich achte auf diese Syrer und Araber, diese Ägypter und Perser, die da vor den Bildern stehen. Fast alle, die hier auf leisen Sohlen durch die Ausstellung gehen, gehören der Bildungsschicht ihrer Nation an; und fast alle sind Menschen der jungen Generation. Flüsternd unterhalten sie sich, machen sich gegenseitig auf dieses oder jenes Gemälde aufmerksam. Auf ihren Gesichtern aber liegt Erstaunen — und Bewunderung.

Eine politische Schau? Keineswegs! Nur ein einziges Kolossalgemälde zeigt ein politisches Motiv: Oktober 1917! Eine Anschlagssäule in Moskau, Plakate darauf, die den Abschluß des Waffenstillstands ankündigen. Menschen davor mit glücklichen Gesichtern, ein Matrose mit roter Armbinde, Patronengurte über der Brust; das Gewehr sticht mit seinem aufgepflanzten Bajonette — quer durch die Kuppel einer Kathedrale — spitz in den Himmel.

Das einzige politische Bild. Allerdings, es ist so aufgehängt, daß es die gesamte Ausstellung beherrscht.

Sehr nachdenklich gehe ich die breiten Stufen der weißen Marmortreppe hinunter. Rußland hat die Stunde begriffen und weiß sie zu nutzen; nicht mit greller Propaganda oder lautem Geschrei, nein,

vorsichtig und klug gibt es den suchenden Orientalen einen Einblick in sein kulturelles Schaffen. Eine Frage kriecht in mir hoch, bohrt sich fest: Warum nicht auch wir? —

Vor dem Messegelände geben sich die Straßenkreuzer des gesamten Orients ein Stelldichein. Ich schließe mich dem Menschenstrom an, der durch die Portale quillt, und lasse mich treiben, einfach mit-treiben, hoffe ich doch, auf diese Weise am ehesten zu erfahren, welche Pavillons die stärkste Anziehungskraft ausüben.

Ist es nicht auffallend, daß die USA, die, wie man mir erzählte, noch im Vorjahr hier gut vertreten waren, überhaupt nicht mehr ausstellen? Dafür hat die Tschechei hier eine schöne Halle, und dort drüben — ich beschleunige unwillkürlich meinen Schritt — wehen schwarz=rot=goldene Fahnen!

Eine Fülle von Licht fällt über mich und die vielen, die hier aus- und einströmen. Deutsche Laute klingen plötzlich an mein Ohr, doch ich stutze, da sie unverfälschten sächsischen Dialekt verraten. Ich bin in der Halle der DDR!

Der lebhafteste Sachse ist offensichtlich erfreut, hier einen Deutschen zu treffen. Stolz führt er mich von Stand zu Stand: Da sind die Zeißwerke, dort die Volkseigenen Betriebe des Maschinenbaus. Wichtige Traktoren bieten sich dem Käufer an, und da drüben bei den Groß-pumpen stehen die Menschen in dichten Haufen. Kein Wunder, ist doch Wasser hierzulande das Lebenselement.

Wie das Geschäft läuft? „Gut!“ lächelt breit der Sachse, kneift ein Auge zu und flüstert: „Wir haben große Aufträge hereinbekommen!“

Nachdenklich schlendere ich weiter, sehe erstaunt, daß auch China zur Messe erschienen. Es ist nicht gerade reichhaltig, was Peking hier zeigt, doch wie ein Turm ragt über allem die Gipsstatue Mao-Tse-Tungs.

Bin ich im Kreise gelaufen? Wieder flattern da deutsche Farben! Weit kleiner ist dieser Pavillon als der, in dem ich eben war, doch bekannte Namen grüßen mich auch hier: Die Agfa, Hanomag und Lanz, Mercedes —, bescheiden träumt zur Seite ein VW, Sinnbild der Bundesrepublik. —

Kehliges Arabisch und elegantes Französisch umschwirren mich, als ich dem Ausgang zustrebe. Vielstimmig ertönt das grelle Konzert der Autohupen, die in Damaskus offenbar mit dem Gaspedal gekop-

pelt sind. Fast wäre ich von einem phantastischen Hollywoodwagen überrannt worden, so tief bin ich in Gedanken versunken über das, was ich sah.

China, die Tschechei und die DDR —. Keine Frage, Moskau hat die Stunde erkannt. Mit nüchternem Scharfblick haben die Herren im Kreml begriffen, daß hier, nachdem der Westen bei den arabischen Völkern sein Gesicht verlor, ein leerer Raum entstanden ist. Unauffällig stoßen sie in dieses Vakuum vor, durch die Ostblockstaaten, Schritt für Schritt, kulturell und wirtschaftlich.

### HASCHISCH UND HAMMELKEULE

Weit hinter uns verdämmt die blaue Kette des Hermon. Dunkelheit fällt sacht über das Land, das weit — wie Gottes flache Hand — sich dehnt. Kein Ruhepunkt für das Auge, rostbrauner Sand und goldener Lehm, übersät mit kopfgroßen Brocken von schwarzem Basalt, endlos, trostlos, erdrückend. Als schmales Band, ins Unendliche verlaufend, zieht sich die Straße durchs Gefilde, wie ein Pfeil, der auf ein hinter dem Horizont der Zeit liegendes Ziel in die Ewigkeiten fliegt.

Die ersten Sterne erglimmen am jetzt samtschwarzen Firmament. Einen Augenblick habe ich das Gefühl, auf einem Gipfel zu stehen, der wie ein einsamer Fels aus dem Weltenmeer ragt. Verblüfft erkenne ich dann, woher die Illusion mir kam: So klar ist hier die Luft, daß bis zum Horizont hinab die Sterne sichtbar sind! Und diese dem Menschen eines nordischen Himmels ungewohnte Erscheinung macht es, daß ich ganz unbewußt, aus der Erfahrung meiner bisherigen Beobachtungen heraus, den Horizont tiefer vermutet habe, ein oder zwei Handbreit unter den Sternen, die da rechts und links in gleicher Höhe mit mir funkeln.

Wie die bleichen Fühler einer Nachtschnecke tasten die Scheinwerfer das ebene Land ab. Klein wird in dieser Weite, unter diesem hohen Himmel und inmitten dieses klaren und doch unendlich fer-

nen Horizontes der Mensch, ein Sandkorn in der Wüste, ein Tropfen am Eimer. Groß aber wird Gott, dem das blaue Gezelt nichts ist als Schemel seiner Füße. Und während wir auf der schmalen Schneide der Straße über Abgründe dahinzustürzen scheinen, beginne ich zu ahnen, warum alle echte Prophetie hier ihre Heimstatt hat. In die Wüste führt der Herr den Seher, weil sie ent-rückt, die Seele ent-leibt. Hier endet alles Werden und Vergehen, Wägen und Wagen sinken ins Nichts; es bleibt nur das Schweigen, wandelt sich zur demütigen Ehrfurcht, schwingt sich empor zur Anbetung des Herrn.

Rostige Schienenstränge glühen im Scheinwerferlicht auf, kurz-behohoste Beine stampfen im Takt vor uns auf der Straße, eine Kolonne syrischer Soldaten, die zur Nachtübung ziehen. Eine scharfe Kurve dann, ein Marktplatz, inmitten der Schwärze eine stechende Karbidlampe: Deraá, die letzte Station auf syrischem Boden. Ein Wadi nun, trostlos wie ein Mondgebirge, ein Flußbett voller Geröll, der Yarmuk.

Jetzt wieder ein Schlagbaum, Polizisten in einer khakifarbenen Uniform, die mich irgendwie an unser Afrikakorps erinnert; wir sind in Ramtha.

“Welcome in the Hashemite Kingdom!” Kühl und förmlich klingt die Begrüßung; höflich, aber mit betonter Distance schaut der Grenzer in den Wagen. Doch dann, als er einen Blick auf die Pässe geworfen hat, geht ein Strahlen über sein Gesicht, das Adolph=Menjou=Bärtchen zuckt: “Germans? Oh, gutt! Serr gutt!” Wir springen aus dem Wagen, um uns die Beine zu vertreten, sehen uns im Nu umringt. Sturmlaternen und Taschenlampen blitzen auf, Zigaretten werden offeriert, irgendwer zerrt mich zu einer malerischen Bude, wo lange Streifen von Hammelfett über flackerndem Feuer brutzeln. Schon triefen meine Finger, ich muß mir die Mundwinkel mit dem Taschentuch abwischen. „Deutsches Geld? Serr gutt!“ Ein 100=Francs=Schein knistert zwischen braunen Fingern: “No good! Bad money!” Ein anderer drückt mir eine Flasche Coca=Cola in die Hand, “made in Jordan”. Es schmeckt nach Seifenlauge und Saccharin, scheint aber, wenn ich die Gesichter richtig deute, für diese Araber einer der Genüsse des Paradieses zu sein. Ich will bezahlen, doch der Wüstensohn, an dessen Kofije die bronzene Medaille der Arabischen Legion blitzt, wehrt ab: “No Bakschisch!” Und in holperigem Eng-

lisch sucht er mir klarzumachen, daß es ihm eine Freude und Ehre sei, einem Deutschen eine Flasche Coca-Cola zu Füßen legen zu dürfen.

Ein bulliger Superford fährt vor, wird genauestens untersucht. Ich sehe, wie die Grenzer jeden Koffer öffnen lassen, durchwühlen und auf doppelten Boden prüfen. „Haschisch!“ flüstert der Legionär, und unter seinem schmalen Bärtchen blitzen die gesunden Zähne. Haschisch? Ah, sie fahnden nach diesem Rauschgift, mit dem man hier Millionen verdienen kann. Las ich nicht irgendwo, daß man sogar die Königinmutter beim Haschisch-Schmuggel gefaßt habe? Oder täusche ich mich da; war das in einem anderen arabischen Staat?

Überraschend schnell sind die Paßformalitäten erledigt. Das Gepäck? Sie winken lachend ab: „Germans alright!“ Der ganze Haufe strömt mit zu unserem Wagen. Ein anderes Auto will gerade vorbei, doch einer der Polizisten springt vor, pfeift schrill und läßt den Wagen halten, damit wir einsteigen können. Dann, als unser Bus anfährt, laufen sie noch neben uns her, lachen und winken: „Gute Fahrt!“

Durch die Wüste rumpeln wir weiter nach Süden. Der Wagen stößt und schlingert, da die Straße jetzt mit tiefen Schlaglöchern übersät ist. Längst sind die Lichter von Ramtha hinter uns versunken, doch ich sehe diese Araber noch immer vor mir, wie sie uns zujubeln und uns willkommen heißen. Ich grüble und suche nach dem Warum? —

## AUGEN IN DER NACHT

Die Lichter Irbids — des antiken Arbela — fliegen draußen vorbei, und nun geht es in gewagten Kehren abwärts, so steil, daß es in den Ohren knackt. Schwindelnde Abgründe, über die der Scheinwerfer zittert, wie eine Hand, die ins Leere greift. Plötzlich taucht ein Schild aus der Nacht: „Sea-Level!“ Wir haben, nachdem es uns über Libanon und Antilibanon hob, nachdem wir über die Hochebene Syriens jagten und die Berge Transjordanien durchmaßen, jetzt wieder die



Zur Via Dolorosa!



Oben: Das Hochpflaster Gabbatha unter dem Hause der Soeurs de Zion.  
Unten: In die Steinplatten geritzte Spiele der römischen Legionäre.

Höhe des Meeresspiegels erreicht, stürzen uns nun hinab in die Senke des Jordangrabens.

Heiß und drückend steht hier die Luft in der schweigenden Nacht, weiße Steinwüste rechts, links aber kahle Schotterhalden, getürmt wie sonnengebleichte Totenschädel. Hier wirkten einst die Jünger des Johannes. Es war schon eine Tat der Buße, wenn einer sich zu ihnen in diese Hölle wagte, um sich taufen zu lassen.

Wie ausgestorben liegt der Marktplatz von Jericho, wo einst das Volk sich in der Sonnenglut drängte, als Er hinaufzog nach Jerusalem. Staubgraue Feigenbäume, Palmen, ein Maulbeerbaum. Blitze da nicht aus seinem Geäst ein Augenpaar? Ich fahre mir mit der Hand über die müden und doch so wachen Augen. Zachäus! Dachte ich an jenen Zöllner, der damals auf einen Maulbeerbaum stieg, um Ihn zu sehen, Ihn?

Ein dürrer Schakal hetzt in wilden Fluchten zwischen die erbarungslos weißen Klippen, zwischen denen sich jetzt die Straße aufwärts windet. Wie bleiches Totengebein liegt es rechts und links an den Kehren. Ein steinern Gebäude türmt sich jetzt zur Rechten, die Herberge des Samariters. Ein schmaler Saumpfad schlängelt sich über uns am Hang entlang, und ich sehe Ihn vor mir, der da geneigten Hauptes die Straße hinaufzieht nach Jerusalem, um meine Schuld auf sich zu nehmen und mein Kreuz hinaufzutragen nach Golgatha. Du warst mein barmherziger Samariter, du bist es. —

Häusermauern, Zypressen in sich steilenden Gärten: Bethanien! Und drüben — wie Sterne, die im Nichts schweben — die flimmernden Lichter der Heiligen Stadt. Aus der Nacht hebe ich meine Augen auf zu dem Berge, und mein Herz schwingt sich jubelnd empor zu dem, der mich einst führen wird ins andere Jerusalem!

## DIE ZWEIGETEILTE STADT

Sind wir wirklich in Jerusalem? Die Herzlichkeit, mit der wir im YMCA empfangen werden, die durchaus europäische Einrichtung des Hauses, das gediegene, fast nach deutschem Geschmack zusammengestellte Abendessen, das uns zu mitternächtlicher Stunde noch geboten wird, damit wir uns nach der langen Fahrt noch stärken können — das alles zaubert in mir den Eindruck hervor, ich befände mich irgendwo daheim bei einem deutschen CVJM zu Gast.

Gut ausgeruht schlendere ich am nächsten Morgen, als die Freunde noch schlafen, durch die Empfangshalle, lasse mich dann in einen der weichen Clubsessel sinken und blättere in den arabischen Zeitschriften und Illustrierten, die da ausliegen.

„Schon ausgeschlafen?“ Überrascht hebe ich den Kopf. Ist das nicht einer der Araber, die uns gestern abend so herzlich begrüßten? Und nun gibt ein Wort das andere: Ja, er ist Mitglied des Jerusalemer YMCA, war mit der jordanischen Delegation in Paris zur Hundertjahrfeier des CVJM, unternahm im Anschluß daran eine Fahrt durch Deutschland. In Frankfurt war er und in Kassel, sogar einen Abstecher in den Harz haben sie unternommen, kamen dabei dicht an meiner Heimatpfarre vorüber. — Wie klein die Welt ist! —

Er schwärmt von Deutschland und lobt die deutsche Gastlichkeit in derart überschwänglicher Weise, daß es mich fast beschämt.

Die Halle hat sich inzwischen gefüllt, überall stehen unsere Freunde in lebhaftem Gespräch mit unseren Gastgeber. Nun bittet Mr. Nasir, der Generalsekretär des YMCA Jerusalem-Jordan, als Hausherr zum Frühstück. Wie die Augen der arabischen Kellner leuchten, als wir den Morgenkanon singen!

Dann geht's zur ersten Erkundung in die Stadt. Wir haben ja Zeit, brauchen nicht, wie die Cook-Touristen, zu hetzen, haben es nicht nötig, aus dem Baedeker die Örtlichkeiten, die mit einem Stern-

den bezeichnet sind, herauszupicken und dann als Nomaden des Globetrottertums abzugrasen. Wir haben Zeit. —

Nach dem Mittagessen rücke ich mir oben auf dem flachen Dach einen Liegestuhl in den Schatten. Das dumpfe Lärmen, das in den Morgenstunden von der Stadt her kam, ist verebbt. Die Glut des Mittags hat es erstickt. Jerusalem schläft, schläft wie ein Fiebernder in heißen, schweißdurchtränkten Kissen; träumt in erregenden Bildern Visionen, die verschwommen aus gluterfüllten Abgründen aufsteigen, Phantasien, die spukhaft zerfließen. —

Unvermerkt hat die bleierne Schwere der lähmenden Gluthitze auch mich übermannt. Vor meinen herabgesunkenen Lidern wallen violette Wellen auf und nieder, zerfließen, ballen sich zu Bildern, die ich heute sah: Ein dunkel gähnender Rachen, das Damaskustor! Im Winkel der Stand eines Money-Changers, bei dem ich meine Reiseschecks einlöse; Dinarscheine knistern, und Piaster klimpern. Grell unter gespannten Leinentüchern, die sich über die Gasse spannen, der Eingang zum Basarsuq; Menschen, die sich schieben und drängen, ein Esel, mit fünf Zementsäcken beladen, ein Lastträger, der den riesigen Packen auf seinem Rücken an Bändern stemmt, die quer über seine Stirne laufen. Holperige Gassen, von Stufen zerfurcht, die Via dolorosa; ein quadratischer Platz, dahinter, von häßlichen Eisengerüsten gestützt, der Eingang zur Grabeskirche. Ein gigantischer Klotz hinter tiefen Gräben, die sogenannte Davidsburg, die Residenz des Herodes.

In der Gluthitze scheint das Bild mir zu zerfließen, doch dann steigt aus der Erinnerung das Jaffator, rötlichgelb im Glask der Vormittagssonne. Ein alter freundlicher Araber hinkte herbei: „German?“ Er fingerte in seinem Haik herum und förderte ein altes Bild zutage: Kaiser Wilhelm! Unverkennbar mit dem Hurrabart, dem Kürassierhelm und dem weitwallenden weißen Umhang.

Mit leuchtenden Augen erzählte der Alte, während seine lebhaften Greisenhände zum Jaffator wiesen. So bildhaft schilderte er uns alles, daß wir es gleichsam vor uns sahen:

Menschenmauern rechts und links, Tücherschwenken und Winken; ein Reiter auf schneeigem Schimmel, weiß weht ein Mantel im heißen Wind, grell blitzt das Sonnenlicht auf dem Adlerhelm; andere Reiter dahinter, mit schimmernden Goldborten, Orden und

Schärpen; ein Wagen nun, in dem eine vornehme Frau grüßend die Hand hebt. Kaiser Wilhelm und seine hohe Gemahlin ziehen in Jerusalem ein!

Wie die Wangen des alten Arabers glühten! Ein Junge war er damals, als es geschah, aber er sieht es noch vor sich, als sei es erst gestern geschehen und nicht im Oktober des Jahres 1898.

Doch dann war's, als ränne ein Zittern durch des Alten Stimme, seine Augen wurden starr, die Lippen begannen zu zittern. Geduckte Gestalten sah er springen aus der Nacht, Mündungsfeuer blitzen und Steinsplitter zerspritzen. Stachlige Drahtverhaue zickzacken aus bestehenden Ruinen, wachsen empor aus Granattrichtern, winden sich wie Giftpflanzen um Zäune und Pfähle, greifen nun mit gierigen Händen nach Menschenleibern, die in Todesqualen zucken. Dort aber, wo ein halbes Jahrhundert zuvor der lichte Reiter mit dem Adlerhelm Einzug hielt, ist kein Tor mehr! Kalt und starr verbaut eine Mauer jetzt den Weg. Breit und frech liegt sie da, wie ein steingewordenes böses Gewissen. Es gibt keine Straße mehr von hüben nach drüben; eine Mauer ragt zwischen Jordanien und Israel.

Mit starr ausgestreckten Händen wies der Alte auf das Jaffator, das kein Tor mehr war, nur noch eine Grenze, eine Grenze zwischen zwei feindlichen Welten.—

Ich fahr hoch. Vom Schweiß klebt mir das Hemd am Leibe, und die Hände liegen mir — zu unförmigen Klumpen geschwollen — gefühllos auf den Lehnen meines Liegestuhls.

Woran dachte ich doch, als der Alte seinen Bericht stammelte? War's nicht, als stünde ich in Berlin auf dem Potsdamer Platz? Sah ich nicht das Schild „Sektorengrenze“? Starrte ich nicht auf die Mauer, die sich da in unseres Reiches Hauptstadt quer über die Leipziger Straße zieht, quer über die verrosteten Geleise der Straßenbahn? Und dahinter ragten die Trümmer von Wertheim, vom Fürstenhof. —

Aber nein, ich bin ja in Jerusalem! Ich stand vor der Mauer, die das Jaffator verbaut; ich sah die Grenze, die sich entlang der westlichen Stadtmauer hinzieht und die Altstadt von dem neuen Viertel trennt, die himmelragende Wand, die hart vom Damaskustor nach Norden stößt, wie ein Schwert, das auf's Herz des Landes zielt.

Ich habe mich aufgesetzt und blicke über die niedrige Brüstung,

die sich um das Dach zieht. Dort, gleich hinter dem Garten unseres Grundstückes, beginnt das Niemandsland. Ruinen ragen zerborstenen Himmel, ein Torbogen, rauchgeschwärzt und zerfetzt, steht dort wie der Eingang zur Hölle. Da hinten aber, keine fünfzig Meter weit, zieht sich durch die Trümmer, aus denen üppig das Unkraut schießt, die Demarkationslinie. Jerusalem, du — zweigeteilte Stadt!

Ich lange nach meiner Contina, doch auf halbem Wege stockt der Arm, da mir einfällt, daß vor knapp vierzehn Tagen ein amerikanischer Tourist erschossen wurde, der über das Niemandsland hinweg fotografieren wollte. Kopfschuß. —

Morgen früh, wenn die aufgehende Sonne mir genau im Rücken steht, werde ich es wagen. Ich muß es machen, wie die Tiefflieger, die aus der Sonne heraus auf ihr Opfer stießen. Nur, daß ich nicht töten will. Wenn ich doch lebendigmachen könnte! Zu viel Blut trank schon der heilige Boden dieser Stadt, zu viele Tränen wurden geweint um Jerusalem. Es waren nicht die letzten, die der vergoß, der durch die Via dolorosa sein Kreuz trug. Es waren — fürchte ich — auch nicht die letzten, die 1945 bis 1948 hier flossen. . . —

### EIN ÜBERHEIZTER KESSEL

Früh war ich heute aus dem Bett, stand dann auf dem Dach und fotografierte; die Trümmer, das Niemandsland, eine arabische Familie, die dort in den Ruinen irgendwo in einem Keller haust. Ganz weit drüben sah ich einen israelischen Posten. Mein Schatten, den die über dem Ölberg aufgehende Morgensonne auf das Trümmerfeld warf, stand genau in der Richtung auf den Israeli hin, als dunkler Fleck auf einer geborstenen Mauer.

Was reden wir vom „eisernen Vorhang“, der Mitteleuropa vom Westen trennt? Tausend Löcher hat er, ein Sieb ist er, durch das es von beiden Seiten her unaufhaltsam sickert. Das gemeinsame Blut ist stärker als der Knebel, der das Glied abschnüren soll. Menschen eines Volkes leben hüben und drüben, verwandtschaftliche

Bande weben ein Geflecht, das die Zonengrenze überspinnt, wie wilder Wein einen Grenzzaun umwuchert. Leidenschaftlich schreien Herzen danach, daß der Bruder wieder zum Bruder kann.

Eisern ist allein der Vorhang, der sich durch das Heilige Land zieht! Er hat kein Loch, auch nicht den kleinsten Durchschlupf. Er gleicht der stählernen Wand eines Dampfkessels, die zwei feindliche Elemente voneinander scheidet: Feuer und Wasser!

Hier, wo ich jetzt bin, ist Arabien, geprägt durch seine tausendjährige Geschichte, beseelt vom Islam, der nicht nur eine Form des Glaubens ist, sondern auch eine Regel des Lebens. Ein Königreich mit Feudalherren, ein in vielen Dingen fast mittelalterlich anmutender Staat mit einer Kriegerkaste, fremdstämmigen Söldnern, die als Offiziere dienen, und einer nur vom Männlichen bestimmten Gesellschaftsordnung.

Dort drüben, kaum einen Steinwurf weit, ist Israel. Noch fühlt es sich etwas unsicher hier, etwa wie ein Mieter, der erst vorgestern einzog und noch nicht recht weiß, wie er sich einrichten soll. Möbelstücke werden gerückt, Bilder umgehängt und Versuche gemacht, in welcher Lage die Perserbrücke am günstigsten wirkt. Wie gesagt, Israel hat sich frisch etabliert, aber eins steht fest: Es ist eisern entschlossen, diese neue Wohnung, in die es eben einzog, nicht wieder herzugeben! Mit unbeugsamem Willen kehrt es alles, was ihm verstaubt scheint, aus, richtet sich modern ein, mit allem technischen Komfort, beraten von erstklassigen Innenarchitekten.

Und die Frau steht dem Herrn des Hauses treu und unbeirrt zur Seite. Sie gießt nicht nur die Blumen, hält nicht nur die Wohnung sauber, widmet sich nicht nur der Erziehung ihrer Kinder, nein, in jeder freien Stunde eilt sie zum Schießstand, übt Auge und Hand, um bereit zu sein, wenn die Stunde schlägt. In keinem anderen Lande der Welt ist die Gleichberechtigung so bis zur letzten unerbittlichen Konsequenz durchgezogen wie hier: Gleiches Recht bedeutet gleiche Pflicht — sogar im Waffendienst!

Zwei Welten, nur getrennt durch eine dünne Wand. Wehe, wenn das Feuer zu stark wird und sie durchfrißt! Oder — von der anderen Seite her — der Druck im überhitzten Kessel wächst und die Wandung sprengt! Israel, dicht bevölkert, technisch und zivilisatorisch im Aufschwung, lechzend nach den Wassern des Jordan, voller Ver-

langen nach den jetzt noch ungenutzten Wadis, die es zu elektrischen Kraftwerken ausbauen könnte, gleicht dem Wasser, das im Innern des Kessels siedet und nach außen drängt. Arabien aber glüht in wildem Haß, der wie rasende Flamme züngelt: „Unser war das Land! Vertrieben hat uns Israel! Kill all the Jews!“ —

#### AHASVER AN DER KLAGEMAUER

Durch das Damaskustor, wo die neue, die eiserne Mauer auf die des Agrippa trifft, bin ich durch die Altstadt gewandert, immer hart an der Stadtmauer entlang, die sich hier in weitem Bogen um das Christenquartier schwingt, immer mit dem Bewußtsein: Drüben, jenseits dieser Mauer, ist die andere Welt. —

Nun stehe ich wieder vor dem Jaffator, durch das einst Kaiser Wilhelm — ein verspäteter Kreuzfahrer — hoch zu Roß Einzug hielt. Ich lange nach meiner Contina, hebe sie vor die Augen und nehme die Herodesburg in den Sucher, da legt sich eine Hand auf meine Schulter: „No foto!“ Der Soldat in der hellbraunen Uniform der Arabischen Legion schlägt den Zipfel seiner rotbunten Kofije zurück: „German? Gutt, wir Freunde!“ Wohlwollen blitzt mir aus seinen schwarzen Augen entgegen, doch, was das Fotografieren betrifft, bleibt er unerbittlich: „No foto!“ Fast verlegen bittet er: „Please! Please!“ Er blinzelt zu der gewaltigen Herodesfeste hinüber, über deren Zinnen einige Köpfe zu sehen sind. Ich begreife: Man beobachtet uns! Und wenn ich jetzt versuchte, meinen Bewacher zu hintergehen, so stünde an der nächsten Ecke gewiß ein Offizier, um mir höflich aber bestimmt den Apparat abzufordern, da die Herodesburg, die diesen Stadtteil beherrscht, militärisch so wichtig ist, daß nicht einmal einem Deutschen das Fotografieren gestattet werden kann.

Der wackere Legionär sieht die Enttäuschung, die sich wohl zu deutlich auf meinem Gesicht spiegelt, und fragt teilnahmsvoll, ob er mir nicht anderweitig gefällig sein könne.

So hole ich meinen Stadtplan hervor und weise ihm mit dem Fin-

ger den Weg, den ich einschlagen will: „Look here: Durch das Ex-Judenviertel zur Klagemauer!“ Und ich deute auf die Stelle, an der „Wailing-Wall“ vermerkt ist.

Ein nachdenklicher Blick trifft mich, dann kommt es rasch entschlossen von seinen Lippen: „Ich lasse dich nicht allein gehen, ich begleite dich!“ Es ist mir gar nicht recht, muß ich doch vermuten, daß er mich nur hindern will, unterwegs zu fotografieren. Doch was soll ich tun? Ich muß mir seine Begleitung wohl oder übel gefallen lassen.

Wir folgen der Straße, die am Davids-Tower nach Süden führt, gehen an den Herodesgärten vorbei und schwenken nun, da wir die Südmauer erreichen, scharf nach links ab. Doch jetzt, da die Straße steiler abzufallen beginnt, zieht er mich nach rechts an die Mauer und hilft mir auf einen Absatz hinauf: Senkrecht fällt das Gelände unter uns wohl zehn Meter tief ab, am Hang darunter aber dehnt sich ein wüstes Trümmerfeld, nur rechts, wo das Gelände leicht ansteigt, ragen Türme. Er weist hinüber: „Mount Zion!“ Und nun finde ich mich zurecht: Da drunten liegt das Hinnomtal, dort drüben steigt der Berg des bösen Rates empor — Hakeldama muß da liegen —, und jene Häuser da, links hingeduckt am Hang, gehören zu Siloah, das sie heute Silwán nennen. Darüber der Berg des Ärgernisses, gekrönt von einem modernen College.

Hier unter uns tobten erbitterte Kämpfe, deren Spuren noch heute nicht getilgt sind. Hier krallten sich Araber und Israelis in den felsigen Boden, hier spritzten MG-Garben zwischen die Steine.

Hart biegt die Straße um ein vorspringendes Haus, und nun sehe ich die Aksa-Moschee vor mir, dahinter die Kuppel des Felsendoms, davor aber, in der flachen Senke des Käsemachertals, ein weites Ruinenfeld. Einen Augenblick glaube ich, nach Deutschland versetzt zu sein, mitten hinein in das Trümmerviertel einer zerbombten Stadt. —

Ein wilder Schrei reißt mich aus meiner Versunkenheit. Ich sehe zerlumpfte Menschen, die sich aus Ruinenkellern drängen und mir mit Fäusten drohen. Ich höre, wie mein Legionär beruhigend auf sie einspricht, sehe auch, wie er jetzt drohend die Augenbrauen zusammenzieht. Da wird es still. Doch sie weichen nicht vom Fleck, schließen sich uns, als wir die schmale, von Trümmern eingeengte

Gasse weitergehen, in dichtgeschartem Zuge an und folgen uns mißtrauisch und drohend.

Meinen Legionär scheint es nicht zu stören, daß da einige Dutzend Menschen hinter uns herdrängen. „Flüchtlinge aus Nordafrika“, erklärt er mir, während wir unbefangen weitergehen, als sei außer uns niemand auf der Gasse. „Sie wurden, nachdem die früher hier wohnenden Juden ausgewiesen waren, in diesen Kellern untergebracht, hassen blindwütig alle Fremden.“

Wir biegen scharf nach rechts, senkrecht wächst eine Wand vor uns empor, gefügt aus mächtigen Quadern, die Klagemauer. Leer und tot, wie ein trockengefallener Burggraben, liegt der schmale Durchlaß vor mir, rechts baufällige Buden, links die ragende Wand, deren gewaltige Bossensteine von wagerechten Rissen durchbröckelt sind, als hätten Fingernägel in Qual und Verzweiflung sich da eingegraben, Jahrhundert um Jahrhundert.

Ich sehe nicht mehr die nordafrikanischen Flüchtlinge, die hinter mir an der Biegung herumlungern, Mord in den Augen, Haß um den Mund; ich sehe Ahasver vor mir, den Ewigen Juden, der durch die Nacht der Weltgeschichte irrt, den Himmel sein Zelt und den zerstörten Tempel Heimat nennt. Ahasver, der hier müde, todmüde an der Klagemauer lehnt und weint. —

## DAS FELD VOLLER TOTENGEBEIN

Unerbittlich sticht die Sonne hernieder. Flimmernd steht die Luft über den Steinen, die weiß aus rötlichem Staub ragen wie die gebleichten Knochen riesiger Urwelttiere, die eine Sintflut hier zusammenschwemmte. Eidechsen huschen geschäftig an der Mauer entlang, die sich rechts von mir ins Kidrontal hinabzieht. Staubgrau recken sich dahinter Ölbäume mit vergilbtem Laub.

Wie der Scheitel eines Riesen, der bis über die Augenbrauen im Erdreich versank, wölbt sich der Ölberg hinter mir. Ich sitze da, wo er steiler, zur Stirn des versunkenen Riesenhauptes hin, abbricht. Rechts, hinter der ungefügen Mauer, dehnen sich die Ölbaumhaine,

die sich nach Gethsemane hinziehen. Links vor mir aber liegt das Totenfeld vom Tale Josaphat. Zerbröckelt ist die niedrige Mauer, die es einfaßt, verdorrter Steinbrech und giftiggelber Mauerpfeffer wuchern zwischen den Rissen. Ein Gecko zickzackt an einer hochgekanteten Steinplatte empor, wendet ruckartig den Kopf zu mir, atmet jetzt, daß ich den Kehlsack sich blähen sehe, und huscht nun, da ich eine aufdringliche Fliege abwehre, wieselflink in eine Spalte.

Hoch oben, winzig klein vor der Weite des flammenden Himmels, zieht ein Vogel seine Kreise, ein Geier, der sich vom warmen Aufwind des Ölbergs tragen läßt. Ein Geier über dem Feld, das voller Totengebeine liegt. —

Es ist kein bequemes Gehen hier zwischen den Gräbern über dem Tale Josaphat. Zerspellte Steinplatten türmen sich wild, schwarz gähnt unter gesprengter Deckplatte die Öffnung einer Totenkammer; und was da eben unter meinem Stiefel zerknirscht, ist eine mürbe Schädeldecke, ein bröckliges Stückchen phosphorsaurer Kalk. Aber unter diesem Rest armseliger Materie arbeitete einst ein menschliches Gehirn, schmiedete Pläne, faßte Entschlüsse, liebte und haßte, glaubte vielleicht —. Nein, dieser Mensch, auf dessen Scheitel ich eben trat, glaubte bestimmt! Er glaubte an Gott und seine Verheißung, er wartete auf den Messias, der noch kommen soll, und er hoffte, dereinst aus dem Staube erhoben zu werden, wenn hier, hier im Tale Josaphat die Posaune des Jüngsten Tages ertönt.

Ja, er muß ein gläubiger Jude gewesen sein! Hätten ihn sonst seine Kindern an diesen Ort zu den Vätern, die hier ruhen, versammelt? Generation um Generation frommer Juden ließ sich hier begraben, um Erstlinge zu sein an dem Tage des Gerichts über die Heiden, das der Herr hier im Tale Josaphat über die Völker der Erde halten wird, wie der Prophet verheißt hat<sup>1</sup>.

Ich blicke nach Jerusalem hinüber, sehe über der Altstadt, jenseits der Grenzmauer, die Türme des modernen Viertels, das King=David=Hotel, gleich dahinter den YMCA im israelischen Stadtteil, links darunter den Mount Zion — und ich weiß: Auch heute noch gibt es dort drüben Tausend und Abertausend, deren Herz danach verlangt, hier im Tale Josaphat zur letzten Ruhe gebettet zu werden.

<sup>1</sup> Joel 4.

Dort vor mir leuchtet weiß im grellen Mittagslicht das weite Geviert des Tempelplatzes, in seiner Mitte ragt die Kuppel des Felsendoms und links, über dem Trümmerfeld des alten Ophel, die El Aksa Moschee. Genau hinter ihr, von hier aus nicht sichtbar, liegt die Klagemauer. —

Der Platz, wo der Tempel Salomos stand, die Klagemauer, hier das Tal Josaphat: Es sind die heiligen Stätten des alten Juda. Das neue Israel ist sich bewußt, Ungeheuerliches zu wollen. Ungeheuerliches, weil es unternommen hat, die Geschichte des neuen Staatswesens da anzuknüpfen, wo die Geschichte des alten Israel einst abriß: Anno 135, als Bar Kosebas<sup>2</sup> Stern sank, als jedem Beschnittenen bei Todesstrafe untersagt ward, die heilige Stätte zu betreten, als Aelia Capitolina dort erwuchs und römische Legionsadler auf den Trümmern des geschändeten Tempels horsteten!

135 und 1945! Feste Pfeiler muß errichten, wer eine Brücke über diese gähnende Kluft von eintausend und achthundert Jahren spannen will! Diese Pfeiler aber heißen: Zion und Morija, Tempel und Tal Josaphat! Wer wollte es Israel verdenken, wenn es nach diesen Stätten trachtet?

Und Arabien? Der Felsendom ist gleich nach der Kaaba zu Mekka das wichtigste Heiligtum des Islam. Hier erlebte Mohammed in einer Vision seine Himmelfahrt, hier riß es ihn durch die Felsendecke der heiligen Grotte und trug ihn empor zu Allah. Die Ommaijaden und Abbasiden, die Fatimiden und der große Saladin — alles, was Glanz und Namen hat in der Geschichte des Islam, hat sich hier zu einem steinernen Monument verdichtet. Was der Dom zu Köln für uns Deutsche und die Westminster-Abbey für die Engländer ist, das ist der Felsendom für die Mohammedaner: Sacré Cœur des Islam!

Es schüttelt mich — trotz der Glut, die noch immer vom stählernen Himmel tropft. Tränen über Jerusalem! Wieviele werden noch geweint werden! Stadt des Friedens — bedeutet dein Name. Du aber bist zum Stein des Anstoßes geworden für beide: Israel und Arabien.

Tiefviolett scheint mir der Himmel, als ich die Augen wieder aufschlage, wie ein blutiges Tuch hängt es vor der Sonne, die auf das geschändete Gräberfeld, die umgestürzten Grabsteine und die mut-

<sup>2</sup> Nach einem neuen Papyrusfund schrieb sich der als „Bar Kochba“ bekannte Vorkämpfer der jüdischen Freiheitsbewegung „Bar Koseba“.

willig gesprengten Totenkammern brennt. Haß über den Tod hinaus schleicht hier als bleiches Gespenst durch die flimmernde Luft, schlurft mit schimmelfleckigen Leichentüchern zwischen den zer= schlagenen Grabtafeln umher, starrt jetzt aus leeren Augenhöhlen hinüber zum Tempelberg und leckt sich die nach Blut gierenden Lippen.

„Und des Herrn Hand kam über mich, und er führte mich hinaus im Geist des Herrn und stellte mich auf ein weites Feld, das voller Totengebeine lag.“ War's nicht Hesekiel, dem das geschah? „Und er führte mit allenthalben dadurch. Und siehe, des Gebeins lag sehr viel auf dem Feld; und siehe, sie waren sehr verdorrt“ (Hesekiel 37). Ein Stammeln sind deine Worte, Hesekiel, du Prophet des Höchsten. Aber ich verstehe dich, ich verstehe dich so gut, wenn ich hier über das Totenfeld vom Tale Josaphat blicke! Es ist ja nicht nur dein Volk, dessen Totengebein sich hier türmt. So wie das Tal Josaphat sind alle Gefilde auf dieser Erde: Totenfeld, von Schakalen verstreute Gebeine, Gräber, über die der Pflug der Zeit geht, morsche Schädel, die wir zertreten. —

„Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, meinst du auch, daß diese Gebeine wieder lebendig werden?“ Mich fragst du, Gott? Mich? Siehst du nicht, wie mein Herz zittert, wenn ich an Jerusalem denke? Hörst du nicht, wie es rasend klopft, wenn mein Auge über das Totenfeld geht, über Josaphat, Nil, Rhein, Wolga —

Mich fragst du! Und ich kann nur stammeln — wie jener andere, jener Hesekiel: „Herr, Herr, du — du weißt es wohl!“ Ja, du weißt es! Du weißt, wann die Posaune erklingen wird über Josaphat, du weißt, wann die Gräber dieses Totenfeldes, das weit über alle Welt sich dehnt, aufspringen werden, um die Toten wiederzubringen, wie du die Bäche im Mittagslande wiederbringst. Du weißt es, und das ist — genug.

Mit federnden Schritten eile ich den felsigen Pfad hinab. Ein Rauschen, zart und verhalten, geht durch die Kronen der Ölbäume, die Sonne leuchtet wie nie zuvor. Mein Herz aber fliegt mir voran, schwingt sich jauchzend über die tiefe Schlucht des Kidron, umschwebt die Zinnen des Tempels und hört aus weiter Ferne die Worte: „Ich rede es und ich tue es auch, spricht der Herr.“

## MEIN FREUND MAHMOUD

Doktor Hunzinger, der uns durch das Rockefeller-Museum führte, hat ihn ausgegraben. Doktor Hunzinger versteht sich auf antike Sachen, arbeitet er doch an den Texten von Qumrán, ist er doch Facharchäologe und selber Sammler von alten Münzen, Öllampen und Skarabäen. Er also hat ihn ausgegraben!

Nicht etwa den Schädel des präkanaanäischen Menschen von Jericho, auch nicht den Siegelring des Königs Salomo, nein, den wackeren Mahmoud Beynoud! Wer das ist? Nun, ein „autorisierter Händler“ für antike Kleinigkeiten.

„Ich hole ihn euch heran! Über den Geldwechsler Sheik Ibrahim, der im Bazarsuq wohnt, kann ich ihn erreichen!“ Und nun hat Hunzinger Wort gehalten, Mahmoud hat, wie unser „Südafrikaner“ — ein Theologiestudent aus Natal — begeistert meldet, drunten in der Laube seine Schätze ausgebreitet. Kein Wunder, daß wir uns fünf Minuten später um den großen Steintisch drängen.

„Das antike Minze aus Jerasch!“ Mahmouds scharfgeschnittenes Gesicht neigt sich über das winzige Etwas. „Ich denke, dies da ein Antiochus!“ Unser Professor nickt Bestätigung, zeigt aber mit zweifelndem Gesichtsausdruck auf einen Skarabäus<sup>1</sup>, der — giftiggrün gestrichen — über die Steinplatte zu kriechen scheint. „Du sehen recht, Professor“, nickt gleichmütig Mahmoud, „ist Imitation.“ Er kramt in seinen Taschen, zieht ein Päckchen hervor, das in schmutziges Seidenpapier eingewickelt ist. „Aber dieser antik! Ich heute ihn erhalten von Geschäftsfreund, kostet drei Pfund.“

Sein tiefer Baß, das eigenwillige Deutsch, das er sich aneignete, als er bei einem deutschen Archäologen in den Ausgrabungen arbeitete, dazu die byzantinischen Öllämpchen, die blitzenden Damaszenerdolche und patinaüberzogenen Münzen breiten einen eigenartigen

<sup>1</sup> Altägyptisches Siegel in der Form des Mistkäfers, der als heilig galt.

Zauber über uns, als wir uns da um die Hängelampe drängen und Gemmen aus Jerasch, ägyptische Skarabäen und abgegriffene Severusmünzen gegen das Licht halten.

Geld klimpert, und Scheine knistern. Zufrieden verstaunen wir, was Mahmoud nach langem Handeln und Feilschen, das einfach zum Geschäft gehört, uns verkaufte. Zwei oder drei Stücke — darunter eine stahlgraue Gemme mit kunstvoll geschnittenem Kriegerkopf — halten vor der sachkundigen Kritik unserer Archäologen nicht stand. „Mahmoud, was ist das für ein Stein?“ Er dreht die Gemme zwischen den Fingern, sagt schließlich, indem er mißtrauisch witternd wie ein Jagdhund die Nase hebt: „Geschäftsfreund sagte mir: Spät-hellenistisch, aus Jerasch.“ „Und der Stein?“ „Ich denken: Brüll-jant?“ „Oho!“ ruft da der Fachmann. „Synthetischer Brilliant! Made in Germany!“ Alles lacht, Mahmoud aber schüttelt traurig den Kopf: „Dann ich angeschmiert, habe bezahlt 3 Pfund.“

Es scheint ihn sichtlich mitgenommen zu haben; unendliche Trauer malt sich auf seinem Gesicht, als er leise hinzufügt: „Ich haben sechs Kind, ich muß ernähren!“

Plötzlich, da einer von uns davon spricht, daß wir noch Esel mieten müßten, um nach Bethanien zu reiten, ist Mahmoud trotz der vorgerückten Stunde hellwach: „Du brauchen Isel? Du noch nicht haben Isel?“ Seine Rechte legt sich beschwörend auf die Stelle, an der ich aus anatomischen Gründen sein Herz vermuten muß. „Du mich lassen machen! Ich euch besorgen Isel, zehn, zwelf Stick. Ich handeln Preis herunter fier euch, weil Germans meine Freund.“

Es ist fast Mitternacht, als der kleine Kreis, der bis zuletzt ausgeharrt hat, auseinandergeht. Mahmoud blinzelt mir zu: „Du sehr scheenen Skarabä' bekommen! Ist der best' von alle, ich denken dreitausendeinhundert Jahr' alt. Ich habe zu Haus noch scheene Gemmen. Du morgen kommen mit Professor in mein Haus in Silwán? Ja? Ich euch abholen von mein Freund, dem Money-changer Scheik Ibrahim um 3 Uhr!“

Durch das Misttor führt Mahmoud uns quer über das wüste Gelände, das ich neulich unter mir liegen sah. „Hier alte Stadt, wo Keenig David wohnte!“ Mahmouds Hand beschreibt einen weiten Kreis. „Da drieiben sein Grab!“ Ein Einfall scheint ihm zu kommen: „Du sagen deine Freund, ich haben gefunden Isel, die euch bringen nach Bethanien. Ganz billig, weil unter Freunden: 30 Piaster fier jeden Isel! Du zufrieden?“

An einer Weggabel teilt sich der Pfad, links geht es hinab zum Brunnen Rogel, der dort liegt, wo das Kidrontal sich mit dem Ge Hinnom vereint, rechts aber zieht sich ein schmaler Fußsteig am Hang hin. Hier entlang führt uns Mahmoud, verhält nun den Schritt und weist auf ein verhältnismäßig schmuck aussehendes Gebäude: „Hier mein Haus!“

Wir schwenken um eine Ecke und gelangen auf eine Dachterrasse, die wie ein Schwalbennest am Berghang klebt. Drei Jungen kommen gelaufen, um uns die Hand zu geben. Mousa, den ich schon vom gestrigen Handel her kenne, begrüßt mich kollegial; wir haben doch nicht umsonst eine Stunde lang um den Preis der roten Gemme gefeilscht. So etwas schlägt hier Brücken von Mensch zu Mensch. Und Mousa ist trotz seiner dreizehn Jahre ein ganzer Mann, will sagen ein Händler!

Ein Tisch, um den Gartenstühle stehen, dampfende, winzig kleine Mokkatäßchen, aus denen es verlockend duftet; wir nehmen Platz. Schön ist es hier! Weit schweift der Blick: Über die heute unbebaute alte Jebusiterstadt, die links zu unsern Füßen liegt, überragt vom Tempelplatz. Über die Schlucht des Kidron, in der gerade unter uns der Siloahtich liegen muß, allerdings von hier aus wegen der Wölbung des abfallenden Hanges nicht sichtbar. Dann drüben, über dem Brunnen Rogel das heutige Silwán, hingeklatscht an den Berg des Ärgernisses. Weiter links ragen die Zinnen der Mausoleen aus der

Schlucht: Das sogenannte Absalomgrab mit seiner eigenartigen Haube, die Grabstätten der vornehmen Geschlechter, darüber, vom goldenen Licht der Nachmittagssonne übergossen, das Gräberfeld von Josaphat. Mehr nach links hin Gethsemane und droben die Himmelfahrtskirche und der spitze „Russenturm“.

Aus dem Hof, der hart unter uns liegt, kommen Stimmen. „Arme Leut', an die ich untere Etage vermietet hab'“, erklärt Mahmoud. Zwei Mädchen erscheinen in der Tür, die zur Küche führen mag. „Sind das auch deine Kinder?“ will der Professor wissen. Mahmoud sieht kaum hin: „Tochter!“ „Und deine Frau? Werden wir sie auch begrüßen können?“ Mahmoud winkt Mousa mit den Augen, worauf dieser sich erhebt und in das Haus tritt, wohl um die Mutter zu rufen. Doch er kommt allein zurück, bringt frischen Kaffee, schenkt ein und setzt sich wieder.

Mahmoud kramt ein paar alte Zigarettenschachteln hervor und breitet Münzen vor uns aus: „Da, eine Minze von Kaiser Hadrian, rein Gold! Und hier ein Schekel, jidische Minz, die im Tempel galt!“ Mit vorsichtigen Fingern rollt er ein Päckchen fettigen Papiers auf, blinzelt uns nun zu: „Was du sagen dazu?“ „Ein Siegelzylinder!“ ruft überrascht der Professor. „Ganz selten!“ nickt Mahmoud, fügt dann wie beiläufig hinzu: „Fünf Pfund, finfhundert Piaster —.“ Er sieht unsere erschrockenen Gesichter und zuckt die Schultern: „Unter Freinden! Hab' ich doch selber bezahlt vierhundert und finfzig Piaster.“ Er legt vertraulich unserem Professor die Hand auf die Schulter. „Professor, du nehmen! Siegelzylinder von alte Keenig, du sonst nur sehen in Musé —.“ Qual spiegelt sich in seinen Augen. „Ich dir geben, weil du deitsche Freund, fier viereinhalb Pfund, fier Einkaufspreis. Ich nicht wollen verdienen an dir, Professor, wenn auch muß ernähren mein Frau und meine Kind —.“ Er unterbricht sich und blickt auf, auch wir fahren hoch und schauen auf die Frau, die dort unter der Haustür steht und jetzt, da sie unsere Blicke auf sich ruhen fühlt, mit einem verschämten Lächeln nähertritt.

„Mein Frau!“ Mahmoud winkt lässig mit der Hand, doch ich fühle, daß er uns aus den Augenwinkeln scharf beobachtet, wohl um zu sehen, welchen Eindruck sie macht. Die Frau? Ach nein, ihr Aufputz! Fast muß ich lächeln, als ich bemerke, wie sie allen Sonntagsstaat angelegt hat, um uns den Wohlstand des Hauses Mahmoud



Am Teich Bethesda. Hier wird deutlich, wie tief die Stadt, in der die biblischen Ereignisse sich abspielten, unter dem Niveau des heutigen Jerusalem liegt.



Jerusalem: Mützennäherin im Basar

nachdrücklich vor Augen zu führen. Doch sie weiß die schimmernde Pracht mit Würde und Anstand zu tragen, so daß man sich keineswegs abgestoßen fühlt.

Wundervoll macht sich in ihrem blauschwarzen Haar das lichte Gold der antiken Münzen, die zu einem doppelten Diadem gefügt sind. Und selbst die Ohrgehänge, die bei jeder Bewegung des Kopfes leise klirren, wirken durchaus nicht fehl am Platze, passen vielmehr zu diesem Gesicht, das mütterlich und doch voll verhaltener Koketterie uns zulächelt. Stolz leuchten ihre Augen auf, als wir die Stickereien bewundern, die in blau, gold und rot das schwarze Gewand zieren.

„Hast du das selber gemacht?“ Sie zuckt leicht die Schultern und lächelt verlegen. „Sie nicht spricht englisch“, fällt Mahmoud ein, gibt dann selber die Antwort: „Alles sie macht selber, ist sie gute Hausfrau, nicht?“ Ich sehe, wie er ihr mit den Augen einen Wink gibt, worauf sie sich schweigend zurückzieht, um sich im Winkel der Terrasse auf einem Stuhl niederzulassen, den Mousa dort schon bereitgestellt hat. Und ich begreife, daß es ein faux pas wäre, wollte ich sie auffordern, bei uns, am Tisch der Männer, Platz zu nehmen.

„Ist sie die Mutter deiner Kinder?“ erkundigt sich der Professor. Mahmoud schüttelt den Kopf, schiebt uns Zigaretten zu und beginnt dann zu erzählen: „Erste Frau, ich hatte, war gute Frau, schenkte mich zwei Söhn'. Nach Geburt von zweite Sohn sie starb.“ Er beugt sich zu mir herüber und flüstert eindringlich: „Du mußt wissen, mein Freund, wir hier in Silwán nicht haben Arzt fier arme Leut'. Du schreiben in deutsche Zeitung? Schreiben, daß Arzt, deutsche Arzt, mecht' kommen nach Silwán! Zu viele Kind hier ohn' Mutter, zu viele Mutter sterben nach Geburt.“

Nachdenklich blickt er ins Tal hinunter, aus dem vielstimmig Kindergeschrei emporklingt, dann, nach einer Pause, fährt er fort: „Was sollt' ich machen? Hatt' ich zwei kleine Kind, mußt nehmen andere Frau. Die mich schenkt' finf Kind, hatt' ich nun sieben, davon finf Söhn'.“ Ein Schatten senkt sich über sein Gesicht. „Kam Krieg mit Israel, waren wir hier zwischen die Fronten. Drüben“, er weist auf den Ölberg, „lagen Arab; dort“, eine Handbewegung zum Zion hin, „Israeli, wir mitten dazwischen. Kommen Flieger, schießen und werfen Bomb'. Da“ — er zeigt auf eine Stelle, an der der Estrich

notdürftig mit Zement ausgegossen ist — „schlagen ein Fliegerbomb', Frau und ein Sohn, da in Kiche, waren gleich tot. Ich mit andere Kind' war drin in Stube; Kinder haben geschrien, ich — ganz still.“

Erschüttert blicke ich zur Stadt hinüber, über der dunkel die Kuppel der Grabeskirche sich wölbt. Mir ist, als sähe ich das Kreuz von Golgatha dort ragen, riesengroß. —

Leise, mit ganz tiefer Stimme, fährt Mahmoud fort: „Hatt ich sechs Kind, mußst ich heiraten dritte Frau.“ Sein Blick wandert zu dem Weib, das still und unbeteiligt dort in der Ecke sitzt. „Fiel mir sehr schwer, sie zu kaufen, kostete sie hundertzwanzig Pfund.“ Er seufzt leise. „Ist aber gute Mutter fier meine Kind, die doch nicht ihre Kind.“

Er strafft die Schultern und richtet sich hoch. „Bin ich zufrieden mit Gott. Wenn nur nicht wieder kommt Krieg! Wenn nur nicht Söhn' müssen werden Soldat, müssen töten und werden totgemacht!“

„Ich sehe nur drei Jungen“, sage ich, um ihm über das Bittere des Augenblicks hinwegzuhelfen. „Wo ist denn der vierte?“ Mahmouds Augen leuchten auf: „Ältester hat besucht College, schickte ihn dann nach Damask', zu studieren Technik. Hat jetzt Examen gemacht und eigene Werkstatt.“ Er zeigt auf Mousa: „Geht auch auf College, die andern zwei noch zu klein, später aber —.“ „Und die Mädchen?“ fällt ihm unser Professor ins Wort. „Mädchen?“ Mahmoud schüttelt abwehrend den Kopf: „Wozu Mädchen auf Schul' schicken! Wenn groß sind, werden verheiratet, bringen Geld.“ —

Ehe ich dazu komme, mir über diese echt morgenländische Ansicht meine höchst unorientalischen Gedanken zu machen, wendet er sich an mich: „Wieviel Söhn' haben du?“ „Vier Kinder habe ich.“ — „Nicht Kind ich will wissen!“ unterbricht mich Mahmoud. „Wieviel Söhn'!“ Unwillkürlich muß ich lächeln, weil mir durch den Kopf schießt: Du kannst bedient werden, mein Lieber! Doch dann, da ich in seine Augen blicke, erwidere ich ganz ernsthaft: „Drei Söhne! Der Älteste ist siebzehn Jahre, der zweite gerade so alt wie dein Mousa, und der Jüngste ist eben zur Schule gekommen.“

Mahmouds Augen strahlen mich an, und sein Arm legt sich um meine Schulter: „Drei Söhne! Du von Gott gesegnet, du mein Freund!“ Und ich spüre, daß die Worte ihm aus ehrlichem Herzen kommen. Mit einem Ruck wendet er sich an unseren wackeren Pro-

fessor: „Und du?“ Arglos gibt der Biedere ihm Auskunft: „Vier prächtige Mädchen habe ich, alle gesund und hübsch!“ Mahmouds Brauen ziehen sich zusammen, wie ein grauer Schleier legt es sich über seine Augen. Dann lehnt er sich zurück, spricht in geschäftsmäßigem Ton von Gemmen und Skarabäen, und ich spüre, daß unser lieber Professor, mag er auch ein gescheiter Kopf sein und ein prächtiger Mensch dazu, bei Mahmoud „das Gesicht verloren“ hat. Vier Mädchen! Muß nicht ein solcher Mann von Allah geschlagen sein?

Die Sonne ist im Untergehen, als wir auf dem Heimweg vom Misttor aus einen letzten Blick zurück auf Siloah werfen. Golden strahlt im scheidenden Licht der Scheitel des Ölbergs, doch über die Hänge des Kidrontals kriechen schon die Schatten der nahen Nacht. Dort unten, vielleicht ganz nahe der Stelle, an der jetzt Mahmouds Haus steht, erhob sich einst der Turm von Siloah, jener Turm, der im Einsturz achtzehn Menschen unter sich begrub<sup>1</sup>. — Beliebige achtzehn waren es, Alte und Junge, Kluge und minder Gescheite, vielleicht gar unschuldige Kinder darunter. Kein Wunder, daß bei denen, die davon hörten, die Frage aufbrach: „Womit hatten sie es verdient?“ Verständlich, daß sie mit dieser uralten Frage der Menschen, die ratlos vor einem Unglück stehen, zu Jesus kommen. Und er? „Meint ihr, daß diese achtzehn schuldig gewesen seien vor allen anderen Menschen in Jerusalem?“

Ich lasse die Gefährten weitergehen, bleibe zurück und schaue nach Silwán hinüber. Seltsam: Eben war es doch schon ganz finster dort unten? Nun aber scheint es mir, als sähe ich vom Rang eines abgedunkelten Theaters auf die Bühne hinab. Im kreisrunden Lichtfleck, den ein verborgen aufgestellter Scheinwerfer aus der Schwärze heraussticht, sehe ich die Dachterrasse, auf der wir vorhin saßen, Mahmouds Haus, die hingestreckte Gestalt eines Weibes, daneben in einer Lache dunklen Blutes ein Kind. Pulverdampf schwebt über der stillen Gruppe. —

Warum —

„Wenn ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen!“ Ich fahre hoch, da die Worte mir in den Ohren gellen. Aber nein, da ist niemand, der zu mir gesprochen hätte. Allein bin ich, weit vor

<sup>1</sup> Lukas 13, 1–5.

mir verschwimmen im Dunkel die schattenhaften Gestalten der beiden Freunde. Und wie ich jetzt nach Siloah blicke, liegt auch dort alles wieder im Dunkel.

Der Vorhang der schwarzen Nacht ist gefallen; aber die Mahnung schwebt durch das Parkett dieser Welt und sieht jedem über die Schulter, der da von den sicheren Rängen herab dem Drama von Jerusalem zuschaut. —

### TIEF UNTER SCHUTT UND TRÜMMERN

Ein Schwarm von Touristen wälzt sich durch die Via Dolorosa. In geschäftsmäßig leierndem Ton schnarrt der von Cook gestellte Reiseführer seine Erklärungen herunter, unterbrochen von dem wortreichen Geschimpfe eines Lastträgers, der sich mit seinem sperrigen Packen durch den Haufen, der die enge Gasse verbaut, seinen Weg bahnen muß.

Zwei griechische Priester stehen in stillem Gebet unter dem Ecce-homo-Bogen, versunken und unberührt von dem lärmenden Treiben, das um sie brandet. Sie sind nicht im Heute und im Hier, sie sehen den vor sich, der am Karfreitag sein Kreuz trug, über diese Steine, durch diese enge Gasse. —

Über diese Steine? Ich mustere die alten Mauern, die rechts und links die Gasse begrenzen. Dort drüben die Fenster, die nur noch mit dem obersten Rand über dem Pflaster zu sehen sind! Sieht es nicht aus, als seien die Häuser tief eingesunken ins Erdreich? Aber nicht die Gebäude sind versunken, im Gegenteil, die Straße ist emporgewachsen im Lauf der Jahrhunderte. Schicht um Schicht, ein Pflaster auf das andere. Dabei stammen diese Häuser nicht einmal aus der Zeit Christi; jünger, viel jünger sind sie, frühestens aus dem späten Mittelalter.

Und ich sehe noch einmal den Teich Bethesda vor mir: Tief unter der heutigen Stadt liegt er, begraben war er unter dem Schutt der Jahrtausende, bis der Spaten des Archäologen ihn freimachte. Wie sollte es auch anders sein! Zu oft ist Jerusalem zerstört worden, und

auf den Trümmern der vormaligen Stadt bauten jeweils die Nachfahren die neue.

Ich lausche dem, was der Reiseführer da seinen arglosen Trabanten erzählt, und werfe einen Blick auf die griechischen Mönche, die dort unter dem Ecce-homo-Bogen beten. Platte Ignoranz der Touristen und kindliche Gläubigkeit der Pilger: Ihr täuscht euch beide! Nie ist unser Herr durch diese Gasse geschritten. Tief, tief unter ihr muß die wahre Via Dolorosa liegen! So tief, wie jener Teich Bethesda unter dem Niveau der Nachbarhäuser träumt.

Eine Tür tut sich auf, umrahmt von steifen weißen Leinen lächelt ein Frauengesicht. Behutsam schreiten wir durch die Gänge, steigen jetzt Stufen hinab und lauschen dem, was die Schwester in der Kutte der „Sœurs de Zion“ uns in singendem Französisch berichtet.

Es ist, wie ich vermutete: Der Ecce-homo-Bogen stammt aus der Aera Hadrians, ist nur das eine Stück eines dreiteiligen Triumphbogens. Der mittlere, weit größere Torbogen? Die Schwester hebt die Hand: Dort, über dem Chor der Kirche, in der die Sœurs de Zion ihre Messen und Horen halten, wölbt er sich! Das rechte Seitenportal wächst in die Wand hinein, ragt draußen über die Gasse, wird ehrfürchtig verehrt als jener Bogen, unter dem Pilatus einst sprach: „Sehet, welch ein Mensch!“

Ich bin ernüchtert, da jäh mir eine Illusion zersprang. Ecce-homo-Bogen? Nie schloß er sich über einem Pilatus, nimmermehr war er Zeuge der Geißelung Christi! Später erst wurde er errichtet.

Doch dort im Winkel der Kirche: Ein dunkler Gang stürzt in die Tiefe, kalt starren um uns alte Gewölbe, die Kerker der Pilatusburg? Oder Zisternenanlagen aus jener Zeit? Dann führt die Schwester uns durch eine unterirdische Halle, deren Boden mit mächtigen alten Platten belegt ist. Ich verstehe nicht alles, was sie da auf Französisch erklärt, aber ein Wort springt mich an: „Lithostroton!“ Das Hochpflaster, das sie auf Hebräisch Gabbatha nannten?<sup>1</sup>

„Es ist nicht hundertprozentig sicher“, flüstert mir der Professor zu, „ob das Verhör Jesu in der Burg Antonia, auf deren Pflaster wir hier stehen, stattgefunden hat oder drüben in der alten Herodesburg, die sie jetzt fälschlich David-Tower nennen. Da die römischen Prokuratoren dort abzusteigen pflegten, spricht manches dafür, daß Pilatus

<sup>1</sup> Johannes 19, 13.

dort den Herrn verhörte.“ Er zuckt die Schultern. „Immerhin: Die Schwestern von Zion sind überzeugt, daß sie hier das echte Hochpflaster Gabbatha — das Lithostroton — ausgegraben haben. Vielleicht haben sie sogar recht? Wer will's entscheiden?“

Ich bücke mich und sehe auf den altersgrauen Steinen, die grob aneinandergefügt den Boden dieser Gewölbe bilden, Figuren und Zeichen: Rechtecke und Kreise, einen Davidsstern, ein großes B. „Basileus<sup>2</sup>“ sagt die Schwester von Zion, die meinem Blick gefolgt ist. Und nun erklärt sie das Spiel, mit dem die römischen Legionäre sich hier die Zeit vertrieben. Die halbe Zeit seines Lebens wartet der Soldat vergebens! Dieses Wort aus längst vergangenen Landsertagen kommt mir in den Sinn. Mit Skat, Siebzehn und vier, mit Mühle und Dame pflegten deutsche Soldaten die langweilige Wache von Vergatterung zu Vergatterung herzubringen. Die römischen Legionäre? Auch sie hatten ihre Spiele, um sich die Zeit zu verkürzen. Mit der Schwertspitze ritzen sie die Figuren in den Stein, würfelten, rückten vor, gewannen oder verloren. Wer zuerst am Ende angelangt war, da, wo das große B eingekratzt ist, war „Basileus“, war „König“.

„König der Juden!“ Höhnend und beißend in ätzendem Spott schneidet das Wort mir in die Ohren. Hier also war es: Sandalen klapperten über das Hochpflaster, Schwerter klirrten, und Speerschäfte schrappten schrill über die rippligen Steinplatten. Eine Stimme, unverkennbar die eines altgedienten Soldaten, dröhnte: „Ho, Jesus! König bist du? Basileus?“

Die Speerspitze knirschte über die Steine, verharrte dann auf dem Davidsstern. „Eheu! König der Juden!“ Rohes Gelächter wogte auf und flatterte gegen die Treppe, auf der Pilatus stand. Mit undurchsichtigem Ausdruck blickte er auf den Gefesselten nieder, vor dem die Legionäre höhnisch die Knie beugen: „Sei uns gegrüßt, König der Juden!“ Ein anderer sprang heran, warf dem Gebundenen mit geschicktem Schwung einen zerschlissenen Mantel um: „Purpur muß ein König tragen! Eine Krone her, eine Krone!“ Ein Schilfrohr, mit dem sie — zu bequem zum Bücken — beim Spiel die Steine zu rücken pflegen, drücken sie ihm in die Hand. „Dein Szepter, o König!“

<sup>2</sup> Basileus = König (griechisch).

Er aber steht und schweigt. Ganz langsam gehen seine Augen von einem zum andern, ganz friedevoll, gütig, verzeihend. —

Hinter dem breiten Pfeiler, der das Gewölbe trägt, kniee ich nieder. Meine Fingerspitzen tasten über die Steinplatten, die durch Meißel- hiebe zu gleichmäßigen Rippeln aufgerauht sind. Ich weiß: Damit die mit Hufeisen beschlagenen Pferde der Römer nicht ausglitten. Aber nicht das ist es, was meine Hände über die Steine von Gabbatha gleiten läßt. Wenn das Verhör hier in der Burg Antonia stattfand, dann ging Er hier, Er!

Grell blendet das Licht meine Augen, als ich wieder in die Helle des Tages trete. Ich finde die Freunde, die dicht gedrängt um ein Modell stehen, das die Rekonstruktion der Burg „Antonia“ zeigt, so, wie sie ausgesehen haben mag nach dem, was die Schwestern von Zion in unermüdlicher Arbeit hier freigelegt haben. Das da müssen die Ställe gewesen sein, hier lag die Garnison, und dies ist das Doppeltor. Weiß liegt das Modell der „Antonia“ vor mir, doch ich suche mit den Augen immer nur wieder die Stelle, wo Er gestanden haben mag.

#### SIE HABEN MEINEN HERRN GESTOHLEN . . .

Als ich drunten in der Gasse stand und zur deutschen Erlöserkirche hinaufblickte, war mir gar nicht bewußt geworden, wie hoch der Turm doch ist. Nun aber, da ich mich in der engen Wendeltreppe emportaste, wird mir der Atem in der abgestandenen Luft knapp. Ganz dunkel wird es jetzt, so daß ich mit den Händen die Krümmung der Wand ertasten muß. Nun aber schimmert es über mir hell, noch eine letzte Wendel, und ich trete auf die Plattform, die das Glockengestühl birgt.

Gleißendes Licht umflutet mich, als ich an die Brüstung trete. Meine an das Dunkel der finsternen Treppe gewöhnten Augen können noch nicht die Ferne erfassen. Ich senke unwillkürlich den Blick und sehe dort unter mir einen viereckigen Hof, in dessen Mitte frischer Rasen einen grünen Fleck in das eintönige Grau der Steine

zaubert: Der Hof der deutschen Propstei. Wie dunkle Höhleneingänge wölben sich die Bogen der Kreuzgänge, die ihn umziehen.

Gestern abend saßen wir dort, ließen uns von der gastfreundlichen Gattin des Propstes mit süßem Hebronwein bewirten und sahen die große Vergangenheit dieser Hallen an uns vorüberziehen. Die Johanniter-Ritter hatten einst hier ihr Muristán, die Herberge der Pilger. Umflattert vom schwarzen Mantel, auf dem blutrot das Kreuz brannte, bogen sie von der Gasse herein. Barmherzige Samariter in schimmernder Wehr, so geleiteten sie die Wallfahrer durch die Einöden, boten ihnen hier in Jerusalem Asyl, pflegten die Siechen und beköstigten die Armen. Andere Orden kamen, das Land mit dem Schwert zu erobern; die Johanniter gewannen die Herzen durch Liebe. Daß hier, gerade an dieser Stätte christlicher Barmherzigkeit, heute die Erlöserkirche ihren weißleuchtenden Turm über das Dächergewirr Jerusalems reckt!

Ich lasse meine Augen, die sich dem grellen Licht jetzt angepaßt haben, über die Altstadt gehen, die sich unter mir breitet. Zerrissen von Gäßchen und übersät mit dunklen Öffnungen, die das Licht einsaugen, gleicht sie, aus der luftigen Höhe betrachtet, einem riesenhaften Ameisenhaufen. Dahinter ragt, wie ein ungefügiger Kilometerstein, die Herodesburg. Dort links aber, die in langer Reihe sich buckelnden flachen Kuppeln: Das muß der überwölbte Basarsuq sein! Verworrener Lärm steigt herauf, doch keine Bewegung ist erkennbar, da die Gassen zu schmal und zu tief eingeschnitten sind, als daß der Blick bis auf ihren Grund dränge.

Da ich mich hier sattgesehen habe, gehe ich hinüber zur Nordseite der viereckigen Plattform und sehe vor mir über dem Dächergewirr die schwarze Kuppel der Grabeskirche. Wie ein riesiger Schirm spannt sie sich über die kleineren Türmchen, die sich um sie ducken, beherrscht das ganze Bild und zwingt den Blick auf sich.

Als ich zu ihr hinüberschaue, fühle ich, wie es bitter in meiner Kehle aufsteigt: Zu enttäuschend war für mich der Besuch dieser heiligen Stätte! Ein Gerüst über dem Eingang, das die von Erdbeben zerrissenen Mauern stützen soll; stahlgewordene Geschmacklosigkeit im Zweckmäßigkeitstil!

In der Kreuzerhöhungskapelle dann: Ich war kaum hereingekommen, da rannte mich schon ein Filmopérateur mit seinem Aufnahme-

kasten an! Ich stolperte über heimtückische Kabel, stand geblendet vom Blitzen tausendkerziger Beleuchtungsgeräte, hörte das Aufnahmegerät laut schnarren, sah die Beleuchter nach Anweisung des Regisseurs hierhin und dorthin springen — einer klemmte sich gar hinter das Kreuz — und mußte aufpassen, daß ich nicht unversehens in die Horde der lärmenden Mechaniker und Komparsen geriet. Golgatha in der „Wochenschau“, hübsch sinnig hingehauen zwischen Tanzturnier und Europameisterschaft im Schwergewicht! Füttert die Bestie Publikum! Füttert sie mit Sensation und Sentimentalität, streut fromme Bildchen dazwischen, damit auch Tante Amalie auf ihre Kosten kommt! Es fehlte eigentlich bloß noch, daß sie ein „Double“ dort an das Kreuz in der Mitte hingen!

Ich floh hinaus, floh, wie die Jünger einst am Karfreitag von Golgatha flüchteten. Aber mein Grauen war anders als jenes, das sie überkommen hatte!

Meine Flucht führte mich in die Rotunde, in deren Mitte unter der Engelskapelle das Grab Christi gezeigt wird. Der hohe Bau hallte wider vom eifrigen Gewisper der Touristen, den geschäftsmäßig heruntergeleiterten Erklärungen der Fremdenführer, und ein Mister Self-made, den Panama weltmännisch ins Genick geschoben, biß herzhaft in eine Banane, während seine Augen gelangweilt über den Kapellenbau gingen, der das Heilige Grab birgt. Verschämt aber drückte sich eine Gruppe indischer Pilger an die kahlen Betonmauern, mit denen hier die Gewölbe abgefangen sind. Für Wallfahrer war kein Raum in der Herberge. —

In die schlichte Kapelle der Syrer trat ich, die hinter dem Heiligen Grabe an die große Rotunde angebaut ist. Ein dunkler Gang dort zur Linken, still und unbeachtet. Zwei alte Senkgräber da rechter Hand, etwas weiter zwei Schiebegräber, der ganzen Anlage nach etwa aus der Zeit Christi, die Gräber des Nikodemus und des Joseph von Arimathia. Kein Marmor verbaut hier den Blick auf das Alte, das Echte, wie droben am Heiligen Grabe. Es ist noch alles so, wie es damals war. —

Benommen saß ich auf einer der Stufen, hatte den Kopf auf die Faust gestemmt und seufzte wie Elia: „Es ist genug Herr, so nimm nun meine Seele!“ Wie einst über dem Propheten ein Wacholder, so wölbte sich über mir schützend die steinerne Decke der Höhle. Ver-

stohlen nur rieselte das Lärmen von da draußen in die Stille dieser Kammer, doch mir war's, als schrie es mir in die Ohren: „ — zur Mördergrube gemacht!“

Unter dem ragenden Kreuz saßen einst die Kriegsknechte und würfelten um seinen Mantel. Sie würfeln noch heute — um Adams Grab und Golgatha, um den Salbungsstein und den Platz, an dem der Herr als Gärtner der Maria erschien, um die Säule, an der er geißelt wurde, und den Ort, von dem aus die Frauen der Salbung Jesu zuschauten. —

Sie würfeln und gewinnen. Und haben damit alles verspielt! Denn sie haben Ihn verloren, der Anfang und Ende ist, alles in Einem. —

„Sie haben den Herrn weggenommen . . . <sup>1</sup>“

Ich war aufgesprungen, hinausgestürzt, geflohen von dem Grabe, das leer war, leer!

#### NUR EIN GARTENGRAB . . .

Trotz der frühen Stunde flutet ein nicht abreißender Strom von Fußgängern über die Straße, die sich vom Damaskustor her an der Herodespforte vorbei nach Osten zieht. Das Dröhnen der Autobusse hallt donnernd von der Stadtmauer wider, die auf den Fundamenten der alten Agrippamauer die Altstadt hier auf der Nordseite begrenzt. Treiber prügeln ihre schwerbeladenen Esel voran, ein Halbwüchsiger thront auf einer Kiste hinter einem Berg grüner Melonen, schreit gellend seine Ware aus, und dort drüben streiten sich ein paar Kerle in einer Weise, daß man meinen könnte, sie schlugen sich gleich die Schädel ein.

Eine Lücke links in der niedrigen Mauer, ein parkender Bus und ein halbes Dutzend abgeschirrter Esel; dahinter, hart über dem geröllübersäten freien Platz, eine wild zerklüftete Felswand. Dunkel wie leere Augenhöhlen klaffen zwei Grotten, darunter ist der Fels von der Verwitterung so zernagt, daß es beinahe aussieht, als bleckten dort die bleichen Zähne eines Totenkopfes.

Schädelstätte Golgatha? Ich hebe die Contina und banne das selt-

<sup>1</sup> Johannes 20, 2.

same Bild auf den Film. Doch kaum hat der Verschuß geklickt, so springt auch schon ein vor Schmutz starrender Bengel heran, streckt die Hand aus und schreit, da er wohl meint, sein Esel sei das Aufnahmeobjekt gewesen, sein gellendes: „Bakschiiisch!“ Wie sollte er auch auf den Gedanken kommen, ich könne die Felswand fotografieren! So verrückt kann doch nicht einmal ein Franke sein!

Noch immer das Bild des grinsenden Totenschädels vor mir, mache ich kehrt, schwenke um eine Ecke, gehe nun ein Stück die Straße entlang, die zum YMCA-Haus führt, biege dann aber noch vor dem Archäologischen Institut der Franzosen nach rechts in den Weg ein, an dem ein Schild verkündet: „Garden tombs.“

Bäume recken ihr Geäst über grobgefügte Mauern, wie spitze Lanzen stechen die Strahlen der Morgensonne durch das schütterere Laub, und nun öffnet sich rechts eine Pforte.

In einem sauber gehaltenen Garten blinzeln Tautropfen verschlafen in das frühe Licht, Stufengänge winden sich in die Tiefe, und Staudenpflanzen heben ihre Blüten der Sonne entgegen, die drüben eben über die altertümliche Mauer steigt.

Ich gehe über eine leicht geneigte Fläche, die aus dem gewachsenen Fels gemeißelt ist, diagonal durchzogen von einer schmalen Rinne, die bei Regen das Wasser zu einer verborgenen Zisterne leiten soll, und stehe jetzt vor einer senkrechten Wand. Auch hier sind die Spuren eiserner Werkzeuge, die das Gestein glätteten, unverkennbar. Unter dem grellen Weiß, mit dem die Morgensonne den oberen Teil der Felswand überschüttet, gähnt dunkel eine mannshohe Öffnung, das Gartengrab.

Hier, in diesem Gartengrab, vermuteten englische Archäologen das wirkliche Grab Christi. Sie haben sich redlich bemüht, ihre Ansicht biblisch und wissenschaftlich zu untermauern. Andere Gelehrte haben sich in ebenso scharfer Beweisführung dagegen ausgesprochen. Lange wogte der Streit hin und her, heute jedoch ist er – soweit dies für Menschen der Gegenwart überhaupt noch möglich ist – zu Gunsten des Heiligen Grabes dort in der Altstadt entschieden. Zu alt ist die Tradition, zu deutlich sprechen die archäologischen Argumente für die Stätte, über der sich die Grabeskirche wölbt.

Auf der Bank, die draußen auf halber Höhe des Hanges steht, habe ich mich niedergelassen. Hinter mir, ganz nah, erhebt sich der Hügel,

der — von der Stadt her gesehen — das Antlitz eines Totenschädels zeigt. Ich kann es verstehen, daß der Engländer Gordon auf den Gedanken kam, hier, an dieser Stelle, das Grab Christi zu vermuten. Lag es nicht, wie die Zisternenanlage verrät, in einem Garten? Nur: Als der Herr ins Grab gelegt wurde, stand die Agrippamauer noch nicht! Gar zu weit muß dieses Grab hier von der damaligen Stadtmauer entfernt gewesen sein. Jenes dagegen, über dem die Grabeskirche sich erhebt, scheint unmittelbar vor der ursprünglichen Mauer gelegen zu haben. Und alt, sehr alt und gut bezeugt ist die Überlieferung, die für das Heilige Grab dort spricht!

Immerhin, dieses Gartengrab hier kann uns sehr wohl eine Vorstellung geben, wie es damals, als sie den Herrn ins Grab legten, dort ausgesehen haben mag; damals, ehe Kirchen und Kapellen den Felsen Golgatha und das Heilige Grab in das Labyrinth von heute verwandelten.

Mit den Augen verfolge ich die Rinne, die am Fuß der Felswand in das Gestein gehauen ist. In ihr lief einst der Rollstein, mit dem man die Graböffnung verschloß. Groß, wohl zwei Meter hoch, muß er gewesen sein. Deutlich ist noch die Schleifspur zu erkennen, die er in das Gestein kratzte. Der Block selbst ist nicht mehr vorhanden. Man mag ihn zerschlagen haben, wie jenen, der einst vor dem Heiligen Grabe lag. Den Rollstein dort in der Grabeskirche zertrümmerten die Perser, als sie Jerusalem erobert hatten, diesen hier —, wer weiß welche Hand den Hammer schwang?

Der Alte, der den Garten hier hütet, trat aus seinem Schließerhäuschen. Mit einer Gießkanne kam er den Pfad herauf, bog nun nach links ab, mochte jetzt — dem Schatten nach, den seine Gestalt auf die Felswand dort warf — gerade über mir stehen, auf dem schmalen Steig, der sich da emporwand.

„So ernst?“ Hart und kehlig klang sein Englisch; wie eben ein Araber es spricht. „Wie sollte ich nicht?“ gab ich über die Schulter zurück, ohne mich nach ihm umzusehen. „Am Heiligen Grabe war ich —“

Er mochte den Grund meines Verstummens erfüllen und half ein: „Ihn aber fanden Sie nicht?“ „Nein!“ Fast zornig stieß ich es hervor. „Das Grab war leer! Verstehen Sie, wie ich's meine? Nicht leer wie am Ostermorgen, anders leer, anders —“

„Ich weiß — “ kam nach einer Pause seine Stimme. Ein leises Klingen schwang durch die Stille; er mochte die Kanne abgesetzt haben. Ich sah nur seinen Schatten, der jetzt hoch und dunkel an der Felswand stand, dicht neben der schwarz gähnenden Öffnung des Grabes. Kaum hörbar dann die Frage: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“

Die Zeit tropfte dahin, Zukunft ins Meer der Vergangenheit. Als ich wieder aufsah, lag das Felsengrab im grellen Licht der Sonne, die jetzt eine Handspanne breit über die Mauer hinter mir gestiegen war. Der Schatten des Gärtners war fort.

Mit schweren Schritten ging ich davon. Ins Schließerhäuschen blickte ich, dem Alten ein kleines Wort des Dankes zu sagen. Ich sah ihn nicht.

Draußen auf dem Weg, den die verwitterten Mauern einengen, sagte ich es vor mich hin: „Maria aber stand vor dem Grabe und weinte. Spricht Jesus zu ihr: Weib, was weinst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen? Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um: Meister!“

Der Osterbericht des Johannes! —

Leuchtende Pfeile schießt die frühe Sonne durch das Geäst der Ölbäume, Licht gießt sie auf den staubigen Weg, den ich gehe. Licht auf den Staub. —

„Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“

Erschrocken fast verhalte ich den Schritt: Der Gärtner! Der da zu mir sprach, war es — der Gärtner? —

Frei ist mein Herz, als ich die Ramallastraße erreiche und der Lärm des erwachenden Alltags mich umbrandet. Ich suchte Ihn bei den Toten! — Er aber lebt! Ja, leer ist das Grab, aber es ist eine tröstliche Leere. Denn leer werden einmal alle Gräber sein, auch meins; weil Ostern ward, weil Er lebt!

## SAAT IN DER WÜSTE

Tell es Sultan, der Schutthügel Jerichos, liegt wie ein ungeheurer Brotlaib, den ein Riesenweib in grauer Vorzeit gebacken und dann halbgar hierher geklatscht hat, vor uns über der Straße. Aber er ist nicht mehr heil, irgendein Vorwitziger hat mit einem überdimensionalen Messer eine Brotscheibe herausgeschnitten. Nicht etwa am Ende hat er das Messer angesetzt, wie man doch sonst tut, wenn man sich den frischen Kanten abschneidet, nein, völlig gegen Knigge und gegen jeden Mütterbrauch hat er sich in der Mitte eine Schnitte herausgesäbelt! Mehr als fünf Meter breit klafft dort jetzt ein senkrechter Spalt, der das Riesenbrot in zwei Teile scheidet.

Wir stehen oben, dort, wo die Sonne die Kruste des Laibes am knusprigsten durchbacken hat, und blicken staunend in die Tiefe. Nun, aus der Nähe, sieht das Riesenbrot im Innern doch etwas anders aus, als wir zuvor uns dachten. Es ist nicht aus einem Guß, nicht vermengt und durchgeknetet wie Teig, nicht angerührt und gebacken an einem einzigen Tag. Dort unten, ganz am Grunde, steht der gewachsene Felsboden an, und über ihn legt sich, Schicht um Schicht, der Schutt von Jahrtausenden.

Uraltes Gemäuer zuunterst, Gräber und Feuerstellen aus einer Zeit, da der Mensch nicht einmal die Kunst des Tonbrennens kannte. Darüber eine Stadtbefestigung, die so alt ist, daß sie Jericho zu dem Ruhm verhilft, die älteste von einer Mauer umhütete Siedlung zu sein. Kanaanäische Bauten dann, Mauern, die nach außen abgeschrägt sind, aus taktischen, aus militärischen Gründen: Rossebespannte Streitwagen tauchten damals — in der Zeit der Hyksos — auf, als neueste Waffengattung, als dernier cri der Rüstungsproduktion! Von ihrer Brüstung aus schwangen sich die Angreifer auf die Zinne der Stadtmauer, bis — ja, bis ein findiger Kopf darauf verfiel, durch schräg ansteigende Mauern diese Blitzkrieg-Methode zu vereiteln.

Ein schwarzer Strich dann, der sich quer durch den Hügel zieht, ein

Brandhorizont, letzter Zeuge einer Tragödie in grauer Vorzeit. Neuer Schutt darauf! Sie bauten weiter, Generation um Generation, auf den Gebeinen derer, die vor ihnen waren. Wie wir —

Wir sind hinabgestiegen in die Tiefe, stehen vor dem Platz, wo der Spaten des Forschers Dutzende von Schädeln zutage hob, steigen über Mauern, von denen keine Sage mehr weiß, und sehen die Zettel, die hier und da in den senkrechten Wänden stecken und die einzelnen Epochen kennzeichnen.

Als ich wieder oben stehe, vor mir die Schlucht, die emsige Archäologen in den Leichenhügel von 6 Jahrtausenden trieben, sucht mein Blick die Araberfrauen, die dort drüben in langer Reihe zur Quelle ziehen. Freihändig balanzieren sie die großen, birnenförmigen Tonkrüge auf ihren Köpfen, plaudern im Dahinschreiten, scherzen und lachen. Unbeschwert gehen sie dahin; was ist schon die Last des Kruges? Kinder sind sie, unbefangene Kinder, weil sie der Stunde leben, allenfalls dem Tage. Ich aber bin alt, ein Greis, der gebeugt ist vom Wissen, umrauscht vom Strom der ziehenden Zeit, überschattet von den Flügeln des Vergänglichen. Meine Jahre zählen nicht, der eine Blick dort hinab auf den Grund des Tell es Sultan hat es mich gelehrt. Ich sah den mülmenden Staub und weiß jetzt, was am Ende von meinem Lebenswerk bleiben wird. Ich stieß mit meinem Fuß an einen mürben Menschenschädel und erkannte, was ich sein werde!

Eilig habe ich es, vom Tell herunterzukommen. Es drängt mich, in den Wagen zu steigen. Ich wünschte, das vertraute Brummen des Motors schon wieder zu hören. Fort! Nur fort von der Stätte, wo schwarze Schwingen mich umrauschten! —

Wie schneeiges Feld glänzt vor uns die ebene Wüste des Jordantales. Erschreckend, wie jäh die Fruchtbarkeit erlischt, sobald die Feuchte der Quelle versiegt. Eben noch harften Palmen mit langen Fiederarmen im Wind, eben noch prahlten saftige Feigen mit Blättern, die sich wie Finger spreizten; und Bananen standen dort, sauber ausgerichtet in Reih und Glied, ein unübersehbares Heer in Grün, große Büschel reifender Früchte präsentierten sie, Parade der Fruchtbarkeit. Jetzt aber, unvermittelt, dehnt sich die Wüste! So jäh ist der Übergang, als zöge sich, sauber mit dem Spaten abgestochen, ein kiesbestreuter Weg durch frischen Rasen.

Links steht, in der klaren Luft erschreckend nah, die Wand des Jüdischen Gebirges, überragt vom Quarantal, dem Berge der Versuchung<sup>1</sup>. Drüben, verdämmernd im Blau der Ferne, die Moabiterberge und die Höhen von Gilead. Vor uns aber liegt die bleiche Wüste, flach und nackt wie des Teufels Stirn, und mitten hinein zielt die schwarze Straße, schnurgerade, so gerade und breit wie der Weg zur Hölle.

Flache Würfel wachsen aus der Ebene, da, wo sie zu den schroff ansteigenden Bergwänden sich hebt. Wie umhergestreute Knochen, blankgenagt und von der Sonne gebleicht, türmt es sich da hinten. Schwarz kriecht dazwischen winziges Ungeziefer umher, als wolle es sich atzen von dem, was Geier und Schakale übrigließen.

Mit klopfendem, überhitztem Motor rast der Wagen durch die Glut; doch jetzt steigt das Gewimmel da vorn deutlicher aus der in der Hitze wabernden Luft. Menschen sind es, Menschen! Hütten dahinter, mit grellweißen Wänden, Dächer aus Blechstreifen, auf denen die Sonne böse blinkt. Ein riesiges Schild wächst aus dem Sand: Jericho, Flüchtlingslager! Und darunter: Schule des YMCA Jerusalem.

Erloschene Augen starren uns an, Gesichter, in denen finstere Entschlossenheit steht: Der Stolz der Parias! Dort, wo jetzt Israels Fahnen wehn, stand ihre Wiege. Dort wuchs ihr Brot, dort weideten die Herden. Es kam der Krieg, es kam die Technik, es kam der Fortschritt. Sie fluchten dem Motorpflug, knirschten mit den Zähnen, als aus den artesischen Brunnen das erste Wasser sprang. Sie ballten die Fäuste über den Plantagen, die aus der Steppe wuchsen, und sie spuckten auf das Geld, das klingend über die neuen Straßen sprang.

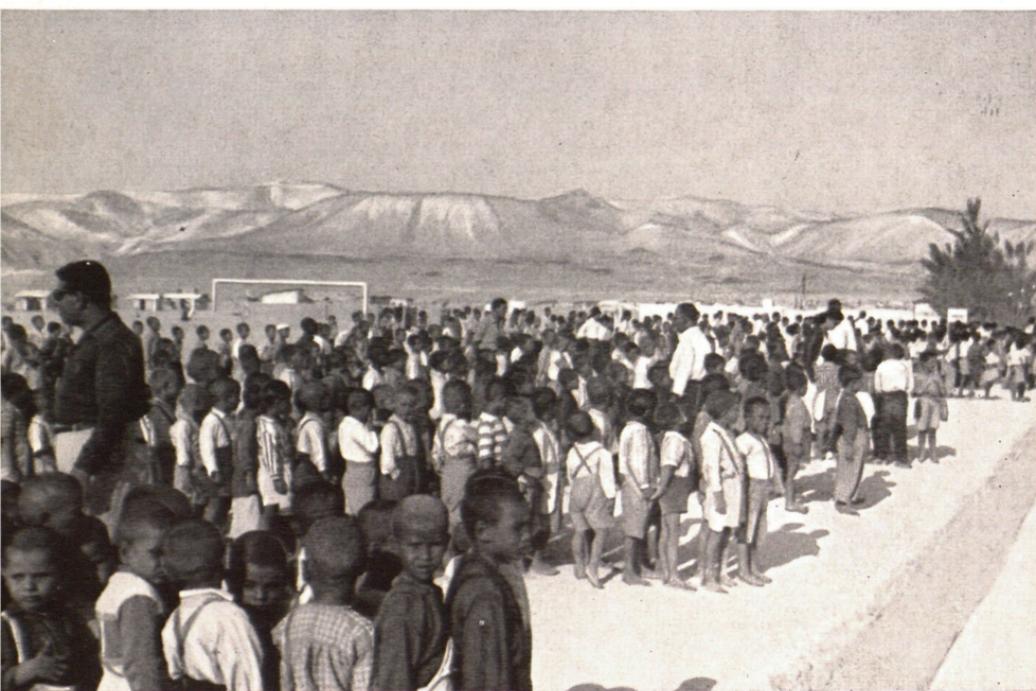
Nun sind sie hier. Aber ihre Herzen sind noch drüben. Arbeitsvermittlung? Eine neue Existenz? — Wir wollen unsere alte! — Oder: Sterben! — Hart sind sie, unheimlich konsequent. Immerhin, es ist ein Standpunkt.

Aber auch Junge sind da, junge Menschen, die nicht im Vergangenen wurzeln, Kinder, die das Leben vor sich haben. Zu Hunderten sind sie auf dem Sportplatz angetreten. Die vom YMCA gestellten Lehrer gehen durch die Reihen, lassen sich die Hände zeigen, die Fingernägel. Ein Appell à la 08/15? Dem Augenschein nach vielleicht,

<sup>1</sup> Matthäus 4, 8.



Oben: Vor dem Gartengrab  
Unten: Im Garten Gethsemane



Oben: Blick auf das Flüchtlingslager bei Jericho  
Unten: Die Kinder der YMCA-School

in Wirklichkeit aber hier eine Notwendigkeit, bei diesen Behausungen, dieser Enge, diesem Wassermangel!

Ich sehe eine junge Lehrerin beim Unterricht, gehe durch die Lehrlingswerkstätten und starre überrascht auf das Schild „Made in Germany“. Auch da auf jener Drehbank steht es, überall, auf allen Maschinen. „Aus den Mitteln der Bruderhilfe gespendet!“ lächelt der YMCA-Sekretär. Warm steigt es in meinem Herzen auf: Die Groschen, die unsere Jungen drüben in den deutschen CVJM sammelten, die „Bruderhilfe“, hier wurde sie Saat in der Wüste!

Längst sitzen wir wieder im Wagen, der, eine lange Schleppe von Staub hinter sich ziehend, mit uns heimwärts jagt. In schwarzen Schatten hängen die Berge der Wüste Juda über dem ausgedörrten Jordanland. Mein Herz aber singt! Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er lebt! Er ist mitten unter uns!

#### DIE HÖHE, WO VORZEITEN . . .

Tell el ful! Wir springen aus dem Wagen und klettern den mit Steinen übersäten Hang empor, der sich gleich rechts über der nach Ramalla führenden Straße wie ein riesiger Schild gegen den stahlblauen Himmel wölbt. Ich habe es eilig, die Höhe zu erreichen, bin den anderen ein ganzes Stück voraus, klimme nun eine Mauer von locker getürmten Steinblöcken hinauf und erreiche den Gipfel.

Welcher Rundblick! Fast komme ich mir hier vor wie Napoleon auf dem Feldherrnhügel. Dort im Süden das Häusermeer Jerusalems, hingebaut wie auf einer Panorama-Postkarte. Links davor der Skopus, die Höhe, auf der Titus, als er die Stadt belagerte, sein erstes Lager aufschlug. Weiter nach Osten hin fällt das Gelände in langen Wellen, die sich wie die Wogen eines steingewordenen Meeres türmen, nach der Jordansenke hin ab. Ganz fern blitzt es einen Augenblick aus der dunstigen Tiefe: das Tote Meer, auf dem sich die Morgensonne spiegelt.

Ich mache kehrt: Dort drüben der Berg Samuels! Fast erinnert er mich in seiner Form an den Brocken, zumal auch sein Gipfel von

einem Turm gekrönt ist. Dort also stand König Richard Löwenherz, von da sah er hinüber zur Heiligen Stadt, die zu betreten ihm nicht vergönnt war. Ich setze mich auf einen der ungefügigen Steine und ziehe die herrliche Bergluft tief in meine nach Kühle verlangenden Lungen. Ich fühle, wie mein Herz klopft, und weiß, es ist nicht die Anstrengung des raschen Aufstiegs, es ist der Dank, der es so springen läßt! Richard Löwenherz, was dir verwehrt war, mir ward es geschenkt! Ich stand an den Stätten, die du nur aus der Ferne grüßen durftest. Bin ich besser als du? Hatte ich's verdient? Nein, nur Gnade war's, nur Gnade. —

Stimmen fallen in die Stille, die Freunde sind's, die jetzt die Höhe erreichen. Unser wackerer Professor — noch etwas kurzatmig vom Klettern — doziert begeistert: „Herrschaften! Hier hat Sauls Palast gestanden! Sehen Sie sich an, was von den alten Mauern noch erhalten ist, und Sie werden begreifen, daß dieser Saul ein ganz Großer war. Denken Sie an die historische Situation: Die Philister! Waffentechnisch waren sie den Israeliten weit überlegen, hatten Eisen im Gebrauch, Israel verfügte nur über Bronze. Überall im Lande standen philistäische Scharwachen, Israel war Protektorat!“

Er steht auf dem Block, der die höchste Erhebung des Berges bildet, hat die gelbe Schiebermütze vor Begeisterung in den Nacken geschoben und ficht, während sein Gesicht vor heiligem Eifer glüht, mit den Armen durch die Luft, als wolle er ganz Kanaan umarmen. Tell el ful, jetzt bist du wirklich ein Feldherrnhügel! Ein Feldherrnhügel der Archäologie, ein Skopus der Wissenschaft, die mit dem Auge des Geistes die Jahrtausende durchdringt!

Da, jetzt wird der Professor vor Begeisterung gar grob: „Mensch, lassen Sie das Fotografieren jetzt! Haben Sie denn gar kein Gefühl für die Größe dieses Augenblicks? Saul lebte hier! Samuel ging durch diese Gassen!“ Seine Hand zückt vor auf ein zerklüftetes Gemäuer: „Dort war's wohl, wo David die Leier schlug! Hier piff der Speer, den Saul nach ihm warf!“ Seine Stimme bricht ab, ist nur noch ein Flüstern. „Tausend Jahre vor Christus! Gibeä Sauls — “ (1. Samuel Kap. 17–21).

Ich starre hinüber, wo jenseits der weiten Senke, am gegenüberliegenden Hang hingeschmiegt, Rama liegt. So nah! Dort hauste Samuel, hier auf Gibeä Saul. Und beide sahen sich nicht mehr, als

Samuel dem selbtherrlichen Saul grollte. Vier, allenfalls fünf Kilometer mögen es von hier bis nach Rama sein. Gewiß, die klare Luft mag täuschen, doch mit einem guten Feldstecher könnte man jeden, der dort drüben durch die Gärten geht, sehen, wenn auch nicht dem Angesicht nach erkennen. Wie tief muß der greise Seher dem jungen Heldenkönig gegrollt haben, daß sie sich, obwohl sie so nahe beieinander wohnten, hinfort nicht mehr sahen — (1. Samuel 15, 34—35).

Höher klimmt die Sonne am ehernen Firmament, gießt Wellen von Licht über die Trümmer der Saulsfeste. Eine Scherbe zerknirscht unter meinem Fuß; ich bücke mich und hebe sie auf. „Nehmen Sie das Stück getrost mit“, höre ich den Professor hinter mir sagen. „Was Sie hier an Scherben finden, stammt fast mit Sicherheit aus der Epoche Sauls, weil in späteren Zeiten die Höhe wüst lag.“

Gibe! denke ich. Und ich sehe mich daheim an meiner Schreibmaschine sitzen und das Manuskript für meinen Davidroman „Der Partisan Gottes“ tippen. Ich sehe mich hinter einem Haufen wissenschaftlicher Bücher hocken, um nachzulesen, was da über Gibe! Sauls geschrieben ist. Ich erlebe es noch einmal, wie ich die Augen schließe und vor den gesenkten Lidern die Bilder aufsteigen lasse: Die Höhe mit der Feste Sauls, die Ringmauern, die engen Gassen! Einen hochgewachsenen Mann sehe ich, zerrissen das Gesicht vom inneren Zwiespalt des Willens und der Gefühle, Saul, der Großes will und doch nicht über den Schatten des eigenen Ich zu springen vermag. — Zwei junge Krieger jetzt, Freunde und Schwertgenossen, David und Jonathan!

Ich schlage die Augen auf und blicke über die noch im Verfall von der Größe eines wahrhaft königlichen Wollens zeugenden Trümmer hin. Gibe!, wie oft sah ich dich im Geiste vor mir! Ich sah dich, als David hier vor Saul die Harfe schlug; du standest vor mir, als Sauls Spieß an Davids Kopf vorüberzischte, ich floh mit ihm durch deine Gassen — und bin nun selber hier!

Ich streichle die schutterfüllten Gräben mit den Augen, liebe die cyklopischen Mauerreste mit meinen Blicken und spüre es heiß in meinem Herzen aufsteigen.

„Los, Herrschaften! Nicht bummeln! Wir wollen noch nach Mizpa!“ Die Stimme unseres Professors reißt mich aus dem Sinnen. Rau, aber herzlich ist heute sein Ton, doch ich weiß, daß er mit sei-

nem Poltern nur die tiefe Ergriffenheit des eigenen Herzens verdecken will. Er muß jetzt den zackigen Spieß markieren, andernfalls — gingen ihm wohl die Augen über!

Noch einen letzten Blick werfe ich ringsum: Tell el ful, Bohnenhügel nennen dich die Araber, wohl deiner Gestalt wegen. Doch für mich bleibst du Gibeä Sauls! Ich springe über die wahllos umhergestreuten, klotzigen Steine und laufe zum Wagen, wo die andern schon ungeduldig auf mich warten. Doch als der Bus jetzt weiterrollt und rechts vor uns unter grünen Bäumen Rama herübergrüßt, da durchzuckt es mich: Gibeä und Rama, Saul und Samuel! Welch ungleiches Paar! Eins waren sie im Ziel: Israel! Uneins aber in der Frage, worauf die Größe ihres Volkes zu gründen sei: Gott ist mit meinem Schwert! klirrte Saul. — Der Herr allein bestimmt den Weg! kam es aus dem Munde des Sehers.

#### ALS SPION VERHAFTET!

Mit einem leisen Kopfschütteln hat der freundliche Ober die nur halbgeleerten Platten wieder abgeräumt. Merkwürdig, während wir sonst kaum etwas überließen, scheint es heute keinem von uns recht zu schmecken. Zwei leere Stühle sind es, die uns den Appetit genommen haben, zwei leere Stühle, zu denen immer wieder unsere besorgten Blicke wandern.

„Nach Gibeä — sagten Sie — sind die beiden nochmals hinausgewandert?“ Der Herr Professor schüttelt den Kopf, setzt dann leise hinzu: „Hoffentlich ist unseren Freunden nichts zugestoßen!“ Er wirft einen kurzen Blick auf die Uhr. „Seit drei Stunden ist es dunkel; längst müßten sie zurück sein!“

Stimmen sind plötzlich auf dem Flur zu hören. Erleichtert atmen wir auf, da wir durch das arabische Geschwirr das helle Lachen der Vermißten hören. Ein dumpfer Laut, als schläge jemand einem anderen freundschaftlich auf die Schulter. Nagelschuhe knallen über die Fliesen, die Schritte entfernen sich, es wird draußen still. Und nun öff-

net sich die Tür, und unsere beiden „Ausreißer“ erscheinen. Mit vor Erregung geröteten Gesichtern nehmen sie Platz, winken dem Ober, der eifrig herbeistürmt, und geben endlich, während sie sich bedienen, Auskunft: „Verhaftet waren wir!“

Aufgeregt rücken wir näher und lassen nicht locker, bis der lange Tübinger sich endlich bequemt, zwischen den einzelnen Bissen das Abenteuer zum besten zu geben.

„Nun ja, wir hatten droben auf der Höhe Gibea gegessen und zugehört, wie die Sonne fern im Westen in den Nebeln versank, die drunten über der Schefelá in breiten Bänken lagerten; dann, im flammenden Abendrot, waren wir ein Stück am Berghang nach Osten hin gewandert, um zu sehen, wie die Nacht über das Tote Meer fiel.“

Plötzlich tauchte aus einer Rinne, die sich da quer über die Lehne zog, ein Araber auf. Er stutzte, als er uns sah, musterte uns dann scharf und begann nun, wild gestikulierend auf uns einzureden.“

Wir sind so erpicht, den Fortgang seiner Erlebnisse zu erfahren, daß wir kaum abwarten können, bis er das anscheinend ziemlich zähe Stück Hammelfleisch, das er eben bearbeitet, mundgerecht hat. Er bemerkt unsere Ungeduld und stößt dem Gefährten seiner Taten freundschaftlich den Ellenbogen in die Seite: „Erzähl’ du weiter!“

„Ja“, lacht der, „da redeten wir nun mit Händen und Füßen, doch keiner verstand den andern! Nur das eine begriffen wir: Er forderte uns unmißverständlich auf, an der Stelle, wo wir gerade waren, auf ihn zu warten. Und schon war er fort.“

„War’s ein Soldat?“

„Bewahre! Dem Aussehen nach ein Dorfbewohner, ein Bauer vielleicht, der gerade vom Felde kam, oder ein Hirte, dessen Herde irgendwo in der Nähe lagern mochte.“

„Und dann?“

„Nun ja, während wir noch berieten, was zu tun sei, tauchten plötzlich hinter den verstreut liegenden Felsen Gestalten auf. Einen Augenblick dachte ich daran fortzulaufen, doch dann erkannten wir, daß es dazu zu spät war, da man uns regelrecht umstellt hatte.“

Lebhafter, mit den Händen unterstreichend, fährt er fort: „Unwillkürlich drängen wir uns aneinander. Schon will ich mich nach einem Stein bücken, um wenigstens etwas als Waffe in der Hand zu haben, da erkenne ich im Zwielficht Uniformen. Legionäre sind’s,

keine Banditen! Doch warum haben sie die Gewehre im Anschlag? Ein metallisches Klingen höre ich, sehe gegen den noch etwas helleren Himmel da hinter uns, daß der Soldat dort etwas hält, was nach Handschellen aussieht!

Man hält uns für Spione! durchfährt es mich. Im ersten Augenblick möchte ich loslachen, doch die auf uns gerichteten Gewehre machen mir klar, wie ernst unsere Lage ist. "Do you speak English?" frage ich. «Parlez-vous français?» schreit der Tübinger. Wir können die Gesichter nicht erkennen, hören nur wieder arabische Laute, doch dann ein Wort, das wir verstehen: "Passports!" Unsere Pässe! Verlegen kramen wir in unseren Taschen, zücken endlich unsere deutschen Personalausweise. Eine Taschenlampe glimmt auf, trübe und rot, da die Batterie fast verbraucht ist. Der schwache Schein gleitet über unsere Ausweise, verlischt, dann schnarrt eine Stimme: "No passports!" "German passports!" beteuern wir, versuchen wortreich den Legionären klarzumachen, daß unsere Auslandspässe sich beim YMCA befänden und wir nur diese deutschen Ausweise bei uns hätten.

Mißtrauen umgibt uns wie eine Mauer. Der Unteroffizier verhandelt leise mit einem andern, tritt dann wieder zu uns, redet und redet. Wir verstehen nur, wie man daheim so schön sagt: „Rhabarber“, doch halt, da ist endlich ein Wort, das uns bekannt vorkommt: Kaffee! „Kaffee?“ fragen wir, „Kaffee?“ Und tatsächlich, der Legionär nickt, zieht mich am Ärmel und sagt drei-, viermal: „Kaffee! Kaffee!“

Schön! denke ich. Das lasse ich mir gefallen! Ich sehe den Schatten des langen Tübingers neben mir und stolpere, von dem Unteroffizier geführt, über das Geröll, höre an den Schritten, daß auch die übrigen Soldaten uns folgen. Jetzt öffnet sich die Schlucht in ein Tal, hinter einem Vorhang schimmert Licht, und nun treten wir in ein Zelt. Hinter einer Kiste, auf der grell eine Karbidlampe zischt, sitzt ein Offizier, der nun aufblickt und sich erhebt.

Wieder prasseln Fragen auf uns ein, wieder in arabischer Sprache, so daß wir nur die Schultern zucken können. Der Offizier starrt – nicht weniger ratlos als wir – auf unsere Ausweise, die er, da sie deutsch beschriftet sind, nicht entziffern kann. "Germans!" schreie ich und dann tue ich das, was ich so oft bei den Arabern sah: Ich

reibe die Zeigefinger gegeneinander rufe: "Germans and Arab — so!"

Ein Lachen fliegt über sein Gesicht, aber tief in den Augenwinkeln lauert noch immer ein Mißtrauen. Doch nun scheint ihm eine Erleuchtung zu kommen, er tritt zu einem primitiven Feldtelefon, nimmt den Hörer ab und setzt die altertümliche Kurbel in Bewegung. Dann, als er Verbindung bekommen hat, rasselt er seine Meldung herunter, die, wie ich argwöhne, etwa folgenden Inhalt hat: „Melde, daß wir zwei verdächtige Subjekte aufgegriffen haben! Wir können sie aber nicht vernehmen, da sie nicht Arabisch verstehen. Sie kommen selber her, Herr Major? — Gut, wir halten die Burschen so lange fest. — Wie bitte? — Germans wollen sie sein, zeigen Ausweise vor, die ich nicht entziffern kann. — Selbstverständlich! Höflich behandeln, aber festhalten, bis Sie kommen! — Ende!“

Verstanden habe ich nur „Major“, aber das andere kann ich mir zusammenreimen. Ob auch der lange Tübinger—? Fast muß ich lachen, als ich mich nach ihm umsehe! Hockt der Mann doch seelenvergnügt auf der Kiste, die vorhin dem Offizier als Sitz diente. Und jetzt, da der Hauptmann — oder was er sonst sein mag — den Hörer auf die Gabel knallt, lächelt der brave Tübinger den Wüstenscheich gar an und sagt mit strahlendem Gesicht: „Kaffee!“ — Vor so viel rührender Unverfrorenheit schmilzt alle militärische Würde dahin, der Offizier kann nicht anders, als lachen! Dann klatscht er in die Hände und gibt dem Legionär, der daraufhin erscheint, eine Anweisung, die wir zwar nicht verstehen, aber optimistisch als Befehl zum Kaffeeaufbrühen deuten.

Und nun sitzen wir da, lächeln uns verlegen zu und warten. Motorengeräusch kommt von irgendwoher aus der Nacht, schwillt an, ist ganz nah, erstirbt in einem letzten Aufheulen. Unser Hauptmann springt auf, schlägt den Vorhang zurück und salutiert vor dem eintretenden Stabsoffizier.

„How do you do?“ Erleichtert atmen wir auf: Endlich einer, mit dem wir uns verständigen können! Auf untergeschlagenen Beinen hocken wir im Kreis und beantworten seine höflichen Fragen. „Deutsche seid ihr? Wohnt im YMCA? Oh, I see!“ Die Ordonnanz erscheint, mit duftendem Kaffee, doch als der Zeltvorhang zurückschlägt, sehe ich draußen einen Posten, der die Maschinenpistole im

Arm hält. So ist's richtig! denke ich. Spionenverhör zwischen dampfendem Kaffee und schußbereiter Maschinenpistole!

Wieder tritt das Telefon in Tätigkeit. Wir achten kaum darauf, fühlen uns, da man uns ja mit ausgesuchter Zuverlässigkeit behandelt, sehr wohl, fast schon wie zu Hause. Nur der Blick, mit dem der Major noch immer unsere deutschen Personalausweise betrachtet, stimmt mich noch nachdenklich. Natürlich: Gültig sind die ja nur innerhalb der deutschen Grenzen. Und außerdem: Sie tragen nicht den Sichtvermerk Jordaniens! In unseren Pässen, da wimmelt es von Stempeln, da ist auch auf Seite soundso das arabische Visum zu finden. Aber unsere Pässe liegen — genau wie eure — hier im Büro des YMCA!

Der Stabsoffizier — Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle — fragt dies und das, läßt sich etwas aus Deutschland erzählen, will dann wissen, wo wir hier in Jordanien schon überall gewesen sind, bietet uns zwischendurch Zigaretten an und läßt uns die Kaffeetäßchen nochmals füllen. Die Zeit verstreicht, ohne daß wir es spüren. Erst als ich einen Blick auf meine Armbanduhr werfe, fahre ich erschrocken hoch, da es schon 9 Uhr ist.

„Sie brauchen sich wegen des Heimwegs keine Gedanken zu machen“, fällt der Major ein, der meinen besorgten Blick wahrgenommen hat. „Es wäre zu gefährlich, wollten Sie in der Dunkelheit zu Fuß nach Jerusalem zurückwandern. Sie könnten sich verlaufen —.“ Er winkt beruhigend mit der Hand. „Ich habe deshalb telefonisch einen Wagen für Sie angefordert und werde Sie selber zum YMCA begleiten.“ „Ein Taxi etwa?“ fragt der Tübinger, und ich sehe seinem Gesicht an, daß er sich schon wegen der gepfefferten Rechnung Gedanken macht. „Ein Taxi, natürlich!“ nickt der Major, setzt dann hinzu: „Es wird Sie nichts kosten, es geht alles auf militärische Rechnung!“

Das ist die Höhe der Höflichkeit! denke ich und lausche auf das tiefe Brummen, das von draußen zu hören ist. Da kommt wohl schon das bestellte Taxi? Scheint dem Motorengeräusch nach aber eher ein Lastwagen zu sein?

Das laute Brummen wird zu einem sachten Tuckern, als der Wagen draußen vor dem Zelt hält. Der Major hat sich erhoben, schnallt seinen Colt um und schlägt den Vorhang zurück: „Darf ich die

Herren bitten? Zwei meiner Leute werden mit Ihnen hinten im Wagen Platz nehmen, ich selber setze mich vorn zum Fahrer.“

Zwei Legionäre, die Maschinenpistolen unter dem Arm, nehmen uns in die Mitte, Lampen blitzen auf, und wir stehen vor einem – Gefangenen-Transportwagen! Ja, das ist haargenau das Gefährt, das der Berliner so treffend „Grüne Minna“ nennt! Vergittert sind die Fenster, doch einladend geöffnet die achtere Tür.

Sanft geschoben steigen wir ein, gefolgt von den beiden Bewaffneten, hören Riegel klirren und sehen durch das Gitterfenster, wie unser liebenswürdiger Gastgeber sich vorn zum Fahrer hinaufschwingt. Aufheult der Motor, und vorwärts rumpeln wir über Stock und Stein. Dann ist der felsige Bergweg zu Ende, die Reifen singen auf Asphalt, der Fahrer schaltet in den Schnellgang. Lichter tanzen in der Nacht und kommen näher.

„Jerusalem!“ Es ist das erste Wort, das fällt, seit wir in dem fahrbaren Gefängnis sitzen. Der Wagen schlingert um zwei, drei Ecken, bremst. Durch das Gitterfenster sehen wir das weiße YMCA-Dreieck, dahinter die hell erleuchteten Scheiben des Empfangsraumes. Der Major selber öffnet die Tür, wir steigen aus und hören, wie hinter uns die beiden Legionäre auf die Straße springen. Dann eilen wir ins Haus.“

Unsere Tafelrunde bricht in befreites Lachen aus. „Na, und dann löste sich alles zur beiderseitigen Zufriedenheit auf, nicht?“ Der Spionageverdächtige winkt großartig mit der Hand ab: „Wie üblich: Friede, Freude, Eierkuchen! Aber den Rest kann euch jetzt der Tübinger erzählen, der, während ich mir den Mund trocken geredet habe, munter gespachtelt hat!“

„Dritte und letzte Fortsetzung des Abenteuerromans!“ lacht jener und wischt sich, da er eben auch mit den Weintrauben fertig geworden ist, die Mundwinkel mit der Serviette ab. „Das Gesicht unseres lieben Mister Nasir werde ich mein Leben lang nicht vergessen! Es muß ja auch toll ausgesehen haben, wie die militärische Eskorte uns hereinspedierte! Doch dann war in zwei, drei Sätzen alles klargestellt: Daß wir wirklich hier wohnen, harmlose Deutsche sind und beileibe keine israelischen Spione – .“

„Wie waren die Araber denn überhaupt auf diesen Gedanken gekommen?“ wirft kopfschüttelnd der Professor ein. Der Tübinger

streichelt gedankenvoll seine nicht gerade kurz geratene Nase: „Darum! So eine Gesichtsverzierung — meinte der Offizier — könne nur ein Israeli besitzen!“

Als das Lachen sich gelegt hat, doziert unser guter Professor mit erhobenem Zeigefinger: „Ein Musterbeispiel orientalischer Höflichkeit haben wir hier: Verhaftung? Bewahre! Nur zu einem Täßchen Kaffee laden wir euch ein! Abtransport in einem Gefangenenwagen? Wo denkt ihr hin! Ein Taxi haben wir euch bestellt, damit ihr auch wirklich sicher nach Hause findet!“

Der lange Tübinger fährt sich mit dem Zeigefinger an den Kragen: „Und doch war uns beiden nicht ganz wohl dabei. Ich fürchte nämlich: Auch wenn man uns als Spione hätte erschießen wollen, wäre es mit solcher Höflichkeit zugegangen! Totschießen? Wer spricht denn davon! — Nur eine kleine Formalität aus Gründen der Staatsraison! Mallesch! wie der Araber sagt. Es macht ja gar nichts aus, mein Freund, es geht ganz schnell vorbei —.“

#### MIT SAWABINI AM JORDAN

Ein Prachtmensch ist unser Chalil<sup>1</sup> Teufik Sawabini! Wie er bis in die geringste Einzelheit jede Unternehmung vorbereitet hat, wie rührend besorgt er ist, daß ja auch immer alles klappt, wie er einer Glücke gleich um uns streicht, wenn die Händler oder Wechsler sich an uns heranmachen wollen! Wirklich, wir könnten uns keinen besseren Führer wünschen.

Benötigst du einen Colorfilm oder brauchst du Kopfschmerztabletten, willst du für deine Lieben daheim ein Reiseandenken kaufen oder den Tempelplatz besuchen, wende dich ganz getrost an Sawabini! Selbstlos wird er dich beraten und dich unter seine Fittiche nehmen, als seist du sein eigener Sohn. Ein Bakschisch? Wo denkst du hin! Eine Beleidigung wäre es für ihn. Er hat es für feste Taxe übernommen, dich zu betreuen, und damit ist der Fall erledigt!

<sup>1</sup> Führer, eigentlich „Vertrauter“.

Dabei hat er es schwer mit dir! Er möchte dich durch die alten Kirchen und Wallfahrtsstätten führen, dir fromme Legenden erzählen, an die er in kindlich schlichter Frömmigkeit glaubt – und ist maßlos enttäuscht, daß du nichts von Adams Grab, von den Sporen des Ritters Gottfried von Bouillon und anderen bewundernswerten Reliquien hältst.

Verloren – wie die Glücke, deren kleine Entlein auf den Teich hinausgeschwommen sind – stand er da, als wir auf dem Tell es Sultan herumkrochen und in Gibea nach Tonscherben stöberten. Wozu das? stand auf seiner vorwurfsvollen Miene geschrieben. Wißt ihr nicht, daß Saul ein vom bösen Geist Besessener war? Habt ihr vergessen, daß Jericho von Josua verflucht wurde?

Doch jetzt, da es nach Bethabara geht, ist er in seinem Element! Johannes der Täufer! Sawabinis Augen glänzen in verhaltenem Feuer, und vor innerer Erregung muß er immer wieder aus dem Brusttäschchen den kleinen Kamm hervorziehen, um sich damit durch den graumelierten Bart zu fahren, der seine Oberlippe ziert.

Wie oft hat er sonst den Fahrer ermahnt, ja recht vorsichtig die gefährlichen Kehren zu nehmen; ja recht vorsichtig, damit der Wagen nicht etwa in den Abgrund stürzt! Doch heute scheint es ihm nicht schnell genug zu gehen: Vorgebeugt sitzt Sawabini hinter dem Fahrer und starrt nach vorn, wo nun bald der Jordan zu sehen sein muß.

Durch eine zerrissene Trockenrinne schlängelt sich jetzt die Straße abwärts, weiße Schutthalden verdecken den Ausblick auf die Ebene der Jordansenke, dann sind Bäume plötzlich vor uns und grüne Büsche, in ihren Schatten hingeduckt eine offene Halle.

„Bethabara!“ flüstern Sawabinis Lippen. Er springt auf, seine dunklen Augen, in denen das Feuer frommer Begeisterung loht, fliegen über uns hin, als er ruft: „Alle Pilger pflegen hier zu baden, zur Erinnerung an die Ganztaufe, wie Johannes sie übte.“ Froh, der Gluthitze des Wagens entrinnen zu können, stürzen die Kameraden hinaus. Ich will als einer der letzten aussteigen, da sehe ich, wie Sawabini einen Karton von den Hintersitzen zerrt. Rasch greife ich mit zu, da es nicht ganz einfach scheint, den sperrigen Paken bis zur Tür zu bringen. Sawabini wird unsere Rationen darin aufbewahrt haben, denke ich. Doch dann, als der lose flappende Deckel des Kar-

tons an einer Sitzlehne hängen bleibt, starre ich mit ratlosen Augen auf den seltsamen Inhalt: Flaschen, Flaschen! In jeder Größe, Farbe und Form — leere Flaschen.

„For Jordan=water!“ lacht pfiffig Sawabini und zerzt die Ladung ins Freie. Er tippt mir auf die Schulter: „Geh, zieh dich um und bade! Ich“, er hat schon wieder den Karton beim Wickel, „ich fülle derweilen die Flaschen, damit jeder von euch eine mitnehmen kann.“ „Als Andenken?“ frage ich. „Auch als Andenken“, nickt Sawabini wichtig; doch dann flüstert er: „Und zum Taufen! Jordanwasser! Wasser aus dem Fluß, in dem unser Lord Jesus Christ getauft worden ist!“

Während ich mich zum Baden fertig mache, sehe ich, wie er die Pappschachtel mit dem klirrenden Inhalt hinter sich her den Abhang hinunterzerzt. Als ich dann — in blauer Badehose, nicht wie Johannes in härenem Gewand — ans Wasser trete, ist Sawabini mit feierlichem Ernst dabei, Flasche um Flasche zu füllen. Es ist rührend anzusehen, wie er mit hochgekremelten Hosenbeinen hockt und das trübbraune Jordanwasser in die Flaschen gluckern läßt. Dieser wackere Chalil denkt einfach an alles! Nicht nur an Essen und Trinken, nein, auch an unsere Lieben daheim. Sawabini, wenn es doch mehr solche kindlichfrommen Christen gäbe wie dich! Wasser ziehst du dort auf Flaschen? Bewahre, Liebe ist es, die an den Nächsten denkt, sogar an den, der ihr nicht von Angesicht bekannt ist. —

Lächerlich sieht es aus, wie er da am glitschigen Ufer hockt, den Kopf zwischen den Knien, die behaarten Arme bis an die Ellenbogen im Wasser. Einfach lächerlich! Und doch kann ich nicht über ihn lachen, weil er mich tief beschämt. —

Kalt ist das Wasser! Oder ist es nur der Gegensatz zu der trockenheißen Luft, in der die fernen Moabiterberge zu tanzen scheinen? Vorsichtig kühle ich mich ab, ehe ich mit einem Kopfsprung hineinspringe und loskraule. Überraschend schnell bin ich am jenseitigen Ufer. Ich schmecke das Wasser im Munde, das nun, da ich mich daran gewöhnt habe, lau und weich sich kostet, fühle Schlamm unter den Füßen — und muß an unsere Leine denken! Ja, an die Leine, die daheim keine dreihundert Schritt weit vor meinem Pfarrhause dahinfließt. Erstaunlich die Ähnlichkeit! Das gleiche trübbraune Wasser, dort drüben die vom Wasser ausgewaschene Steilkante aus rötlichem Ton — wie daheim in der Leinemarsch! Auch die Strömung mag gleich

stark sein; und wie in unserem Heimatflüßchen geht es auch hier sofort am Ufer steil in die Tiefe.

Ich schwimme zurück und dann drüben dicht unter dem Ufer, wo die Strömung schwächer ist, zu Sawabini, der mit dem Füllen der Flaschen fertig ist. Dafür hat er jetzt einen Palmwedel in der Hand, mit dem er mir zuwinkt. „Komm näher!“ Und dann, als ich dicht unter ihm im Wasser stehe, das mir auch hier noch bis zur Brust reicht, sehe ich, wie er den Palmwedel in den Jordan taucht. Einen Augenblick kommen mir theologische Bedenken: Er will dich doch nicht etwa nochmals taufen? Hat er meine Besorgnis, Opfer einer „Wiedertaufe“ zu werden, erkannt? Begütigend nickt er mir zu: „No baptism, my friend! Nur zur Erinnerung an des Herrn Taufe! No sacrament!“ Dann, feierlich: „Do you believe in Jesus Christ?“ „I believe!“ gebe ich zurück und denke: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! Der Palmwedel fährt über meine Stirn, und ich höre Sawabinis gute Stimme: „Unser Lord Jesus Christ gebe dir die Auferstehung und das ewige Leben!“

Er reicht mir seine feste, väterliche Hand und zieht mich hinauf auf das Ufer. Mir aber geht es durch das Herz: So wird mich einst eine Hand aus den Fluten des Vergessens heben, aus dem Strom der Zeit auf das feste Gestade der Ewigkeit. —

## DIE PERLE IM MÜLLKASTEN

Nun, wie gefällt Ihnen nach der Fahrt in dem schüttelnden Bus das Bad in der kochenden Sauna, die sie hier so stimmungsvoll das Tote Meer nennen? Ja, da werden alte Hirsche wieder jung! Tun Sie was für Ihre schlanke Linie, meine Herren! Hinein in die Salzlauge! Vorsicht, daß sie keinen Tropfen von diesem Gelbkreuz-Kampfmittel ins Auge bekommen! Nicht wahr, das brennt wie höllisches Feuer? Was spucken Sie so? Ach so, Sie bekamen etwas auf die Lippen! Wie, Sie haben schon genug von dem Bad im Teiche Sodom?

Warum hüpfen Sie denn so ergötzlich? Weil die Steine am Strand so heiß sind, daß man nicht darauf treten kann? Nun, nun — nur nicht so zimperlich! Lassen Sie sich eine Hornhaut wachsen! Nicht nur auf den Fußsohlen, auch auf dem Schädel; Ihre Kofije, die sich so male-  
risch macht und Sie zu einem echten Hollywood=Wüstenscheich stempelt, genügt hier nicht. Wissen Sie, wie heiß es hier ist? Vierzig Grad im Schatten! Das genügt, nicht wahr? Hier könnte Mutti die Spiegeleier an der Sonne braten! Machen Sie Ihre Thermosflasche auf und nehmen Sie eine wohltemperierte Portion Hitze mit! Sie werden sie daheim zu Weihnachten gut gebrauchen können.

Ja, meine Herren, das war der „Lido“ am Toten Meer. erinnert direkt an Venedig! Und nun: Sehen Sie da hinten die Bergwand? Dort also liegt Kirbet Qumrán, wo wir jetzt hinfahren. Eine öde Sandwüste nennen Sie die Landschaft, durch die der Bus jetzt rumpelt? Ein Truppenübungsplatz ist das! Seien Sie doch dankbar, daß wir hier überhaupt durchfahren dürfen! Sie ahnen ja gar nicht, wie schwer es war, vom kommandierenden General die Sondergenehmigung zu erhalten. Wenn nicht Mister Attala, der Vorsitzende unseres Jerusalemer YMCA, durch seine Beziehungen — Au! — Verzeihen Sie bitte: Ich hatte mir auf die Zunge gebissen. Toll, einfach toll, wie der schwere Wagen springt! Und das noch auf seine alten Tage! Aber natürlich: Hier gibt es ja keine Straße; über Stock und Stein, oder sagen wir genauer über Stein und Stein, geht die Fahrt. Festhalten! Er wird doch nicht — ? Nein, er kippt nicht um! Großartig, wie der Fahrer dieses Wadi genommen hat, nicht?

Halt! Weiter geht es nicht, geht es beim besten Willen nicht. Alle raus! Da oben — sehen Sie die weiße Terrasse vor der roten Bergwand? — ja, da oben liegt Qumrán! Nur nicht weich werden, meine Herren!

Gebrochen, ausgebrannt von der Sonne, ein klägliches Häuflein ausgeglühter Schlacke — so schleppen wir uns bergauf. Noch steiler wird jetzt das, was nur ein Illusionist als Weg bezeichnen könnte. Rund und glatt ist das Geröll, rutscht unter den Füßen weg; zwei Schritte vor — einen zurück! Die reinste Springprozeßion ist das! Was für ein Irrsinn, in diesem ausgeglühten Mondkrater, den man Jordangraben nennt, Körperertüchtigung zu treiben. Ein Kinderspielplatz war dagegen der Truppenübungsplatz in der Senne, ein Sana-

torium das Regenwurmlager bei Meseritz in der Neumark! Fehlte jetzt eigentlich bloß noch, daß der Alte kommandiert: „Hinlegen! Robbend vorarbeiten! Allgemeiner Richtungspunkt: Qumrán!“

Merkwürdig, daß unser Ausbilder — Verzeihung: unser lieber Professor — jetzt so still geworden ist? Seit fünf Minuten schon sind seine herzhaften Ermunterungen nicht mehr zu hören. Ach so, auch er schnappt jetzt verzweifelt nach Luft! Prächtig! Es geht doch nichts über Volksverbundenheit! Qumrán, du erfüllst ein soziales Programm: Du machst den Großen klein und den Weisen stumm! Eins sind wir jetzt, im Keuchen, im Ächzen, im Schwitzen. —

In langer Reihe wanken und taumeln wir empor. So etwa mag es den Männern ergangen sein, die den Mount Everest stürmten. Die Hände zittern, die Lungen keuchen, und die Herzen hämmern. Aber da oben, da vorn, da lodert im Licht das lockende Ziel: Der höchste Gipfel der Welt!

Unsinn ist das! Wir sind durchaus nicht 8000 Meter hoch, vielmehr fast vierhundert Meter unter Normalnull! Jawohl, unter Normalnull! Verstehen Sie jetzt, daß auch Ihr Geist unter Normalnull gesunken ist? Aha! — Und was da vorn wie Gipfelfirn leuchtet, ist kein Schnee, nur eine Kalkterrasse. Ein Schuttkegel sagen Sie? Sie haben wohl mal Geologie studiert, mein Herr? Das ist kein Schuttkegel, das ist ein Haufen Totengebein, den ein Riese von da oben ausgekehrt hat, als er seine gute Stube, die Wüste Juda, reinemachen wollte. Jawohl, alles Gebein, was da seit Jahrtausenden von der Sonne ausgeglüht wurde, hat er dort oben zusammengefegt und dann mit elegantem Schwung über die senkrecht abbrechende Bergschwelle gekehrt. So, wie Mutter zuhause das macht, bloß, daß Mutter dann die Asche und den Schmutz noch aufs Kehrblech schaufelt und in den Müllkasten wirft. Da haben Sie das richtige Stichwort, mein Herr: Müllkasten! Im Mülleimer des Orients sind wir hier, im Aschenkasten Palästinas! Aber sehen Sie: So wie versehentlich einmal ein kostbarer alter Familienschmuck in den Müllkasten gerät, so ist es auch hier! Qumrán ist die Perle im Aschenkasten. —

Jawohl, Herr Professor! Wenn dieser Mülleimer nur nicht so in der Sonne stünde! Könnte man ihn ein wenig in den Schatten rücken, mir wär's wahrhaftig angenehmer! Doch wir haben es geschafft: Hier ist die flache Höhe der Terrasse, und dort vorn ragen wuchtige Ruinen

aus dem Schutt. Und was noch schöner ist, Schatten gibt es dort, Schatten!

Zusammengesunken hocken wir in den Trümmern, ein verratener Haufe, ein verlorener Stoßtrupp auf Himmelfahrtskommando. Nur einer ist jetzt da, dem die Hitze nichts mehr auszumachen scheint, einer, der plötzlich die Sonne überhaupt nicht mehr spürt, weil das Feuer, das in ihm glüht, viel heißer lodert: Unser Professor!

„Keine Faulheit vorschützen, Herrschaften! Ich fasse in Stichworten zusammen, was wir schon über Qumrán erarbeitet haben: 1947 entdeckten Beduinen bei der Suche nach einer verlorenen Ziege die erste Höhle und in ihr – in Tonkrügen verwahrt – alte Schriftrollen.

Durch diese Zufallsentdeckung veranlaßt, hub eine fieberhafte Durchforschung der Höhlen hier in dieser Gegend an. Wertvollster Fund: Ein kompletter Jesajatext, niedergeschrieben gut 100 Jahre vor Christi Geburt!

Diese Jesajaschrift ist wohl am bekanntesten. Wir wollen aber nicht vergessen, daß auch von sämtlichen anderen Büchern des Alten Testaments – mit Ausnahme des Buches Esther – Texte gefunden worden sind. Ich erzählte Ihnen neulich schon, daß keine dieser Rollen unversehrt erhalten ist, die meisten sind beschädigt oder enthalten nur Bruchstücke; wettgemacht wird dieser Mangel aber wenigstens zum Teil wieder dadurch, daß man von einzelnen Büchern gleich mehrere Kopien fand.

Und nun machen Sie sich bitte folgendes klar: Der hebräische Text, wie wir ihn in unseren wissenschaftlichen Ausgaben des Alten Testaments finden, gründet sich auf Handschriften, die allenfalls ins 9. Jahrhundert nach Christus zurückgehen. Die Qumránfunde aber setzen uns in die Lage, die Textgeschichte um ein volles Jahrtausend weiter zurück zu verfolgen!

Aber auch die Schriftrollen anderen Inhalts erwiesen sich als überaus wichtig, vermitteln sie uns doch eine Kenntnis des Judentums in der Zeit Jesu, wie wir sie zuvor nicht besaßen. Vieles, was wir bisher nur verschwommen ahnten, wird uns jetzt deutlich.“

Er ist aufgesprungen, führt uns nun durch die Ausgrabungen. „Wie die Schriftrollen in die Höhlen kamen? Unter den Trümmern eines schon länger bekannten römischen Kastells entdeckte man die-



Jordan nahe der Allenby-Bridge



Oben: Auf der Terrasse aus hellerem Gestein (im Hintergrund) lag das Essenerkloster  
Unten: Blick auf das Ausgrabungsfeld

ses alte essenische Kloster. Für die Nichttheologen unter uns: Die Essener waren eine jüdische Sekte, die sich bemühte, das Gesetz nach besonderer Regel zu erfüllen. Möglicherweise ist der in den aufgefundenen Schriftrollen erwähnte ‚Lehrer der Gerechtigkeit‘ ihr Begründer gewesen. Aus einem Kommentar zum Propheten Habakuk — auch in einer dieser Höhlen entdeckt — ergibt sich, daß er dem Geschlechte Aarons angehörte, also der priesterlichen Aristokratie, vom regierenden Hohenpriester aus Jerusalem verdrängt wurde und fliehen mußte. Viele seiner Anhänger folgten ihm ins Exil. Hier, in Kirbet Qumrán lebten sie ihren frommen Übungen. Als dann — wohl im Jahre 67 nach Christus — die römische 10. Legion hier durchmarschierte, versteckten die essenischen Mönche ihr kostbarstes Gut, die Bibliothek, in den Höhlen. Das Kloster wurde von den Römern besetzt, die Mönche erlitten, wie wir wohl dem Bericht des Josephus entnehmen dürfen, das Martyrium. Die ledernen Schriftrollen aber blieben bis auf unsere Tage verborgen.“

Ein Tor, dessen Wölbung längst eingestürzt ist, öffnet sich. „Hier scheint die Küche gewesen zu sein, da drüben die Mühle — erkennen Sie den Drehstein? Und dort: Die Wasserleitung, die von einem Staudamm droben im Wadi unterirdisch hierher führte! Sehen Sie hier: Das war der Speisesaal, der wohl auch für die gottesdienstlichen Versammlungen und gemeinsamen Übungen der Meditation gedient haben mag. Sie erinnern sich: Im Mittelpunkt des essenischen Gemeindelebens — wenn ich mal diesen Ausdruck gebrauchen darf — stand das tägliche Kultmahl. Der Obere segnete das Brot, reichte es dann weiter. Andere Besonderheiten dieser jüdischen Sekte: Gütergemeinschaft, strenge Askese und — ah, da sind wir schon an der Stelle!

Ja, meine Herren, sehen Sie sich das genau an! Was mag das wohl vorgestellt haben? Wie sagten Sie, eine Zisterne? Sie sind auf der Fährte, haben es aber nur halb erraten! Nicht Trinkwasser wurde hier verwahrt, nein, hier fanden die rituellen Waschungen statt, die Taufen! Sehen Sie hier die Stufen, die — von steinernen Geländern abgeteilt — in das Wasser hinabführten!

Schief gebaut? Sie irren sich! Ein Erdbeben, das im Jahre 31 vor Christus diese Gegend heimsuchte, war die Ursache dafür, daß die östliche Seite dieser Treppe um einen halben Meter abgesackt ist. Das

ganze Kloster muß damals schwere Schäden erlitten haben. Wer vermöchte zu sagen, wieviele der hier wohnenden Essener unter den einstürzenden Decken und Wänden begraben wurden?“

Er hat sich auf einen Stein gestellt und doziert mit ausgestreckten Armen. „Noch können wir aus den Funden nicht die letzten Schlüsse ziehen, noch sind bei weitem nicht alle Schriftrollen wissenschaftlich ausgewertet. Dazu wird es wohl noch des Schweißes einer ganzen Gelehrten- generation bedürfen. Ziehen wir darum keine voreiligen Schlüsse! Lassen wir uns nicht von dem Franzosen Dupont-Sommer zu phantastischen Spielereien verleiten! Wenn er behauptet, jener vorhin erwähnte ‚Lehrer der Gerechtigkeit‘ habe den Kreuzestod erlitten, wenn er weiter meint, die Essener hätten an seine Auferstehung geglaubt, und wenn er dann schließlich daraus die Schlußfolgerung ziehen möchte: Also ist das Christentum aus dem Essenertum hervorgegangen — so ist dazu zu sagen, daß dies alles auf bloßen Kombinationen beruht, auf Konjekturen — Textergänzungen —, die er an solchen Stellen vorgenommen hat, an denen die gefundenen Texte lückenhaft sind.“

„Mit solcher Art Methode hat schon Venturini in seinem ‚Leben Jesu‘ beweisen wollen, daß der Glaube an Christus ein bloßer Mythos sei!“ bemerkt leise neben mir ein Student. Er bricht ab, da der Professor tadelnd hersieht und mit erhöhter Stimme fortfährt: „Christus war kein Essener! Gewiß, manche Parallele besteht zwischen den Bräuchen der Essenersekte und denen der urchristlichen Gemeinde — ich erinnere nur an die Segnung des Brotes oder die Gütergemeinschaft —, aber das eine ist doch wohl ganz klar zu erkennen: Das Christentum ist nicht aus dem Essenertum hervorgegangen. Es ist vielmehr dem Kern seines Wesens nach etwas völlig Neues: Der Glaube an Jesus von Nazareth als den Christus, den Messias, den Sohn Gottes, der in unser Fleisch kam, der gekreuzigt wurde und auferweckt wurde durch die Kraft des himmlischen Vaters, — das ist erstmalig, das ist einmalig in der Religionsgeschichte überhaupt!“

Er winkt mit den Armen wie ein Verkehrspolizist: „Und nun los, Herrschaften! In die Höhlen! Nummer Vier liegt gleich da drüben am Rande der Trockenschlucht!

Nummer Vier, meine Herren! Erinnern Sie sich? In ihr wurde eine

Handschrift der Samuelisbücher gefunden, die — soweit wir feststellen können — schon am Ende des dritten vorchristlichen Jahrhunderts geschrieben zu sein scheint. Mehr als elf Jahrhunderte älter als die uns bisher bekannten ältesten Handschriften!“

Seine Begeisterung hat jetzt die Jüngeren gepackt! Sie gehen um den Abgrund, steigen über lockeres Geröll und schlittern über Schotter. In der Tiefe lauert der Abgrund, aber da vorn gähnt eine Öffnung, die Höhle Vier!

Nichts ist zu sehen, keine altertümlichen Tonkrüge, nicht einmal Scherben. Nur dunkel ist es da drinnen und etwas kühler als draußen. Aber durch die Finsternis schlurft der Geist der Wissenschaft, und aus den Winkeln raunt die Muse der Archäologen. Still sind die Jungen geworden, still und ehrfürchtig. Still, weil sie spüren, wie die Vergänglichkeit mit spitzen Fingern nach ihnen greift; ehrfürchtig, weil sie fühlen, daß selbst hinter dem Grauen der Weltgeschichte einer seine Fäden spinnt, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag und wie eine Nachtwache.

## IM WADI ZARQA

Vorhin, als wir durch das Wadi Schuéb fuhren, herrschte immerhin noch das Gelb und Rot der kahlen Berghalden vor. Doch drunten, in der Tiefe des Wadis, sprang ein munteres Bächlein über die Steine. Überall, wo das Gelände es nur erlaubte, hingen grüne Terrassen an den schroffen Hängen, kunstvoll bewässert aus kleinen, kaum handbreiten Rinnsalen, die sich weiter oben aus dem Bach speisten. Als Davids Truppen unter Joab gegen das Räubernest Rabba Ammon zogen, da hatten sie wohl einen anstrengenden Marsch durch das tiefeingeschnittene Wadi vor sich, aber keine Not<sup>1</sup>. Heute ist es eine Augenweide für den motorisierten Reisenden, auf der verhältnismäßig guten Straße sich in das Bergland hinauftragen zu lassen, bietet doch jede Talkrümmung eine andere Aussicht.

<sup>1</sup> 2. Samuel 11.

Dann bogen wir links ab, erreichten die Höhe und fuhren stundenweit durch Kulturland. Frisch wehte da oben der Wind über die wohl tausend Meter über Normalnull liegende Hochfläche. Weit in der Ferne vor uns Berge. Dort vorn mußte irgendwo die Heide Ephraim liegen, in der Davids alterprobte Partisanen über Absoloms Volksaufgebot triumphierten<sup>2</sup>.

Jäh geht es jetzt bergab. Die Straße stürzt zu Tal, daß man sich festhalten muß, um nicht auf dem blankgewetzten Lederpolster des Wagens nach vorn zu rutschen. Wie ein silbernes Band windet sich ein Bach dort unten dahin. In den Harz glaube ich mich versetzt, schaue von der Roßstrappe ins Bodetal hinab. Aber nein, noch gewaltiger ist hier der Eindruck, noch jächer der Absturz, noch tiefer eingeschnitten der Fluß. Wie grüne Tupfen leuchten Ölbäume an den Hängen, wo immer nur die Wurzeln Halt finden können. Und drüben, fern auf der gegenüberliegenden Zinne des Gebirges: Ist das nicht Wald, richtiger Wald?

Der Motor heult im kleinen Gang, da die Bremsen allein den Wagen nicht halten könnten. Eine Haarnadelkurve, beängstigend schmal und steil, eine zweite, dritte und vierte . . . Der Fahrer arbeitet mit beiden Armen, würgt das Steuerrad nach rechts, nach links, nun wieder nach rechts, der Motor lärmt, als heulten im Innern der sechs Zylinder tausend Teufel. Der Bach dort unten stürzt uns förmlich entgegen, schwarze Schatten hängen unter steilen Abstürzen: Das Wadi Zarqa, das schwarze Tal!

Die Straße reißt sich herum nach rechts, läuft jetzt dicht über dem Bach dahin, der wild über abgerollte Steine springt. Dann eine Brücke da vorn, in nüchterner Gitterkonstruktion. Die Bremsen kreischen auf, der Wagen hält.

„Alle aussteigen!“ Meine Güte, ist die Brücke schmal! Unmöglich scheint es, daß der Bus sie passieren kann, zumal die Straße in scharfer Kurve zu ihr einbiegt. Zoll um Zoll läßt unser Fahrer den Wagen mit schleifender Kupplung heranrollen. Sawabini steht mitten auf der Brücke, winkt links, winkt rechts. Stopp! Der Bus rückt ein, zwei Meter zurück, versucht es nochmals, die enge Einfahrt zwischen den Stahlträgern zu nehmen. Geht's? „Mann, jetzt könnten wir zwi-

<sup>2</sup> 2. Samuel 18.

schen Buswand und Brücke Nüsse knacken!“ lacht Freund Reincke, dessen Wiege an der Alster stand. Er liebt es, sich in „pseudantithetischem Parallelismus“ zu ergeben, flachste vorhin, als wir über die halbsbrecherische Haarnadelkurve fahren: „Die Straße ist einfach lebensgefährlich, aber dafür fahren wir ja auch schön schnell!“ Und jetzt, da der klobige Bus zentimeterweise zwischen den Trägern der Gitterkonstruktion vorrückt, kann der wackere Logiker es nicht lassen, strahlend hinzuwerfen: „Diese Brücke ist beängstigend schmal; nur gut, daß der Bus dafür um so breiter ist!“

Dann, als wir sehen, daß der Fahrer es mit Sawabinis Lotsenhilfe schafft, eilen wir hinab zum Bach. Wunderbar klar ist das Wasser, nur in den Überflutungstümpeln, die ihn seitlich begleiten, hat sich etwas Schlick abgesetzt. Seltsam verschlungene Linien ziehen sich durch die dünne Schlammhaut, erinnern mich an die Arabesken der arabischen Schriftzeichen. Schnecken sind es, die diese Ornamente zogen, tausende spitztürmiger, kleiner Schnecken. Ich fische einige heraus und sehe, wie sich der weiche Leib ins Gehäuse zurückzieht; ein zierlicher Deckel schnappt zu, das Häuschen ist geschlossen. „Zutritt verboten!“ Turmdeckelschnecken sind es, sehen auch sonst in Farbe und Form denen sehr ähnlich, die sich daheim in meinen Aquarien durch den Kiesgrund wühlen. Nur, daß das zu Hause malayische Schnecken sind.

Röhricht zieht sich, als wir weitergehen, von rechts an das Wasser. Langzottelige schwarze Ziegen trotten aus dem Gebüsch, blicken uns treuherzig aus ihren grünen Katzenaugen an und weiden dann ruhig weiter.

Ich setze mich auf einen rundgerollten Stein und schaue zu, wie unser Südafrikaner mit hochgekrempeelten Hosenbeinen nach einer Furt sucht. Natürlich, für einen solchen ausgepichteten Waldläufer, der die Drakensberge und das Zululand kennt, wäre es eine zu simple Sache, so wie wir Mitteleuropäer die eiserne Brücke zu benutzen. Daß das Wasser ihm bis an den Leib reicht, eine vorwitzige Springwelle ihm jetzt eine feuchte Ladung auf den Bauch klatscht, was macht es ihm aus? Wer schon giftige Schlangen fing und mit Buschbränden kämpfte, nimmt eine nasse Bux nicht tragisch.

„Ich mußte unbedingt eine Furt durchwaten!“ lacht er, als er sich zu mir setzt. „Hier ganz nah liegt doch Mahanaim, wo Jakob seine

Herden über den Fluß schickte.“ Wir schweigen und träumen, das eintönige Rauschen des Wassers hüllt uns ein, Gestalten steigen aus der Tiefe, längst Vergangenes wird Gegenwart.<sup>1</sup>

Jakob und Esau: Ein Linsengericht dampft, eine rauhe Stimme heischt: „Laß mich essen das rote Gericht!“ „Nur gegen dein Erstgeburtsrecht!“ kommt es langsam aus dem Mund des andern.

Ein blinder Greis mit tastenden Zitterhänden, ein junger Mensch, der vor ihm kniet: „Esau bin ich, dein Erstgeborener! Gib, Vater, mir den Segen!“ Eine Hand, die sich auf seinen Scheitel legt —

Ein Aufschrei nun: „Dem andern gabst du deinen Segen? Ich, ich bin Esau! Der andere war Jakob!“ Ein Schatten, der in wilder Flucht nach Norden hastet, eine unruhige Nacht bei Bethel, aufreißt der Himmel, Engel steigen hinauf und hernieder. Ein weites Land dann fern im Osten; die Jahre jagen, sieben, vierzehn, zwanzig — Kinder werden Jakob geboren, und die Herden wachsen, wachsen —

Aber die Heimat! Sie ruft und mahnt, sie lockt und wirbt! Herden ziehen durch die Steppe, Knechte und Mägde, Weiber und stattliche Söhne. Es geht nach Haus, es geht nach Haus!

Ein tiefes Wadi, der Jabbok. Hier ist die Schwelle der Heimat, morgen treten wir ein in das Reich meiner Kindheit! Was bringt ihr, meine Späher? Esau zieht heran? Mein Bruder Esau mit vierhundert Mann? — Fluch der Vergangenheit! — Was tun? Wie kaufe ich mich los?

Ihr da! Zieht hin mit den Herden, dem Esau entgegen! Sagt, daß ich euch sende als Geschenk! Ihr dort auch! Und ihr! Beschwört ihn, betört ihn! Mit den Herden, den Geschenken! Vergessen soll er, daß ich ihn betrog —

Nacht wird's, und alle Sterne schweigen. Doch in mir schreit es, klagt es an! Ein Schatten steigt jetzt aus der Schwärze, riesengroß. Er packt mich, ringt mit mir und übermag mich. Was ist mit meiner Hüfte? Wie das schmerzt! — Der Schatten liegt auf mir, schnürt mir die Kehle zu, ist riesenhaft, wächst auf bis zu den Sternen —

Und jetzt erkenn' ich dich! Gott, du bist es, du kommst und forderst mich! Sind's meine Zähne, die so knirschen? Es geht um's Leben, und du bist stärker als ich! Ich will dich packen und greife ins

<sup>1</sup> Vgl. 1. Mose Kapitel 27–32.

Leere; ich will dich zwingen und bin bezwungen. Doch da: Eine Waffe!

Eine Waffe? Eine Waffe gegen Gott? Ja, eine Waffe: Dein eigen Wort! Du sprachst zu Abraham, dem Vater meines Vaters: Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein! Von ihm kam mir dein Segen dann durch Isaak. Ich wußte nicht, welch Erbe ich erwarb, als ich das Linsengericht Esau ließ. Ich dachte nur an Herden und an Land. Doch jetzt, jetzt ahne ich, was das heißt: Den Segen haben, die Verheißung!

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Das ist das Schwert, mit dem ich dich im Dunkel treffe: Dein eigenes Wort! Das Wort, das du selber gesprochen. — Du schweigst? Du sinnst, verborgen meinem Blick? — Ich kann dein Angesicht nicht sehen, weiß deinen Namen nicht, doch eine Hand fühl' ich, es ist die deine, du segnest mich, — du — segnest — mich!

Der Südafrikaner ist, ohne daß ich es bemerkte, aufgestanden, um sich mit den Ziegen anzufreunden. Ich bin allein — wie Jakob. Doch der saß damals hier in der Nacht! Hier also war es, wo aus Jakob — dem Fersenhalter und Ränkeschmied — ein Israel wurde, einer, der mit Gott gerungen hat. Die Sonne ging ihm auf, als er vom Platz hinkte. Ja, wer mit Gott zu tun gehabt hat, der ist ein Hinkender, der kann nicht mehr solche Sprünge machen wie zuvor; aber: die Sonne ging ihm auf!

Ich richte mich hoch und blicke über das eilende Wasser, auf dessen Wellen sich in tausend Lichtpunkten die Sonne spiegelt. Als ich über das grobe Geröll zurückgehe, springt ein Gleißer mir ins Auge: Ein Sonnenstrahl, der sich dort vor mir in einem der stillen Flut-tümpel bricht. Auch ich habe die Waffe in Händen, mit der Gott sich von uns schwachen und verlorenen Menschen schlagen läßt, ja, mit der er sogar geschlagen sein will: Sein Wort! Und nicht nur Verheißung ist es mir wie jenem Jakob, nein, erfüllte Wirklichkeit! Fleisch wurde sein Wort, historische Tatsache, menschliche Realität — in Christus.

## GESPENSTER GEHEN DURCH DIE HEIDE

In steilen Serpentinien schwingt sich die Straße aus dem Wadi Zarqa wieder hinauf zu den Höhen. Nur noch ein schmales Rinnsal, über das man ohne Anlauf springen könnte, scheint jetzt der Jabbok dort unten. Der Wagen umrundet eine vorspringende Felsnase, und vor uns weitet sich das Gebirge Gilead. Frisch und angenehm kühl streicht ein leichter Westwind über die Berge, die sich — Welle hinter Welle — in unendliche Ferne verlieren. Ein Talkessel dort vorn, halb verdeckt durch die vorgelagerten Höhen, die Senke von Jerasch.

Tief in mir spüre ich ein seltsames Verwundern. Habe ich dieses Bild nicht schon einmal gesehen? Ich will den Eindruck zurückdrängen, rede mir ein, das jedem Psychologen bekannte Phänomen des „déjà vu“<sup>1</sup> einmal mehr an mir selber zu erfahren, doch dann springt mich blitzhaft eine Erinnerung an: Ein heißer Sommertag im Harz, die Wanderung am Rehberger Graben entlang, und dann der Augenblick, als wir aus dem Hochwald traten und über das „Gesehre“ hinweg die sanftgewellten Wiesenflächen vor uns liegen sahen, die sich bis hin nach Andreasberg ziehen!

Gewiß, anders ist der Wald des Oberharzes als jene Gehölze, die hier vor uns liegen. Auch sonst will manches sich nicht zueinanderreimen. Aber irgendwie erdichtet mir mein Gefühl doch Ähnlichkeiten! Ist es das Wissen, daß auch diese Halden hier hoch über dem Meeresspiegel liegen, höher noch als der Oberharz, der nur im Brokengipfel sich hoch türmt wie diese da vor mir? Ist es das Spiel der sanft ausschwingenden Bergflanken, das hingetupfte Grün zwischen dem lichten Grau verwitterter Felsen? Ich weiß nicht, irgendwie spüre ich — oder bilde ich mir ein — eine im Einzelnen nicht näher bestimmbare Ähnlichkeit; so, wie man mitunter Menschen begegnet, die man noch nie sah und die uns doch bekannt vorkommen, weil sie an irgendeinen lieben Bekannten erinnern, durch einen bestimmten

<sup>1</sup> Das Gefühl: „Das habe ich doch schon einmal gesehen?“

Zug um den Mund, durch eine ähnliche Art der Handbewegung, durch ein Lächeln oder den Tonfall ihrer Sprache —

Äcker, mit dem einfachen Hakenpflug nur aufgebrochen, schieben sich von rechts heran. Hecken von Dornbüschen, die wie Schlehen aussehen, ziehen sich in sanftgeschwungenen Linien an den Rainen hin, und immer häufiger werden die kleinen Haine von immergrünen Eichen. Heidekraut wuchert um graues Gestein, Nadelgewächse, die unseren Wacholdern ähnlich sehen, ducken sich im Schatten der Steineichen, und dort links die Waldblöße: Erinnern die grau zwischen den Ginstern liegenden Steine nicht an ein Hünengrab?

Ja, wir sind in der Heide Ephraim! In der Heide, durch die der Tod ging, als die Schwerter der alterprobten Kreter und Pleter unter den aufgelöst durch das Dickicht rückenden Heerscharen Absaloms blutige Ernte hielten. In diesem unübersichtlichen Gelände half keine Übermacht, hier galt nur der einzelne Mann, weil jeder auf sich allein gestellt war.

Dort vorn eine windzerzauste, schiefkrüpplige Terebinthe! Hier jagte einst ein Reiter durch die verfilzten Büsche. In Flocken schäumte es vom Gebiß des abgehetzten Maultiers. Lang wie ein Schleier wehte das Haar des Mannes, der — Angst in den Augen — die Gerte schwingt. Verworrener Lärm kommt aus dem Dickicht, Waffengeklirr und Todesschrei. Jetzt fliegt das Maultier in langen Sätzen über die Blöße, will nach rechts ausbrechen, doch der Reiter, dem das kostbare Gewand in Fetzen über die Schulter hängt, treibt es ins Dickicht hinein, da eben auch dort rechts aus der Felsenrinne Helme blinken. Das Tier wird toll, jagt blindlings auf die verkrüppelte Terebinthe zu, ein dumpfer Anprall nun, ein Menschenleib hängt eingeklemmt zwischen der Astgabel da, die Beine zucken, werden still. — Mit leerem Sattel rast das Maultier weiter. —

Keuchend hasten Krieger aus dem Schatten, stehen jetzt unter dem Körper, der wie eine riesige Frucht dort in der Terebinthe hängt. Ein Läufer hetzt davon, dann tritt ein Alter unter den Bäumen hervor, geht zielbewußt über die Blöße, und nun, da er die Augen zu dem reglosen Körper hebt, fliegt ein grimmes Zucken über seinen Mund. Er hebt den Arm, drei leichte Wurfspieße schwirren, durchbohren ein Herz, das eben noch schlug (2. Sam. 18).

Joab und Absalom! Hier war es, wo das Schicksal des abtrünnigen Sohnes sich erfüllte; hier geschah es, daß Joab gegen Davids Weisung handelte. Wie lange ist das her? Zweitausend, nein, fast dreitausend Jahre! Aber noch heute klagt der Wind, der durch die Wipfel der Steineichen streicht, um die Erschlagenen; noch immer irren Schatten durch die Mittagsglut; und die Gabelweihe, die dort oben im Blau ihre Kreise zieht, — gilt ihr klagender Katzenschrei den Geistern, die hier nächtens durch die Büsche schweben?

Weit öffnet sich ein Tal vor uns, Säulen ragen in der Ferne, links an der Straße aber steht — wie ein riesiges Grabmal einer ganzen Menschheitsepoche — ein vielfach zerborstener römischer Triumphbogen. Jerasch liegt vor uns, das alte Gerasa.<sup>1</sup> Hier buhlten Prunk und Pracht, Paläste schimmerten im Mondenschein, ein herrliches Forum prahlte in der Sonne. Ein Reisekaiser hielt hier Einkehr, rauschende Feste wurden gefeiert, und dort drüben auf der Naumachie — einem Wasserzirkus — kämpften ganze Flotten miteinander. Gladiatoren — morituri te salutant, Caesar! — enterten, Pechkränze flogen, Schwerter bohrten sich in zuckende Leiber; das Volk aber raste im Blutausch, überschrie sich in Mordlust! Bis, ja, bis ein Erdbeben der Geilheit, der Prunksucht und dem Sinnenrausch ein Ende machte.

Grell prahlt der Triumphbogen von Jerasch in die klare Luft der Berge: „Wir, Hadrianus, Kaiser und Gott!“ Doch die Risse, die das Gewölbe zerspalten haben, mahnen leise: „Der aber im Himmel wohnt, lacht ihrer!“

### WO DER PÖBEL HAUST

Heute stieg ich hinab zum Jakobsbrunnen, der tief unter einer von den Kreuzfahrern begonnenen, aber nie zu Ende gebauten Kirche liegt. Ich trank vorhin das klare und wohlschmeckende Wasser, das wir mit

<sup>1</sup> Gerasa ist wohl schon in der hellenistischen Zeit — unter den Diadochen — gegründet. Wenn es auch in der Anlage typisch ist für die Art eben hellenistischer Städte, so stammen doch die noch erhalten gebliebenen Reste vorwiegend aus der römischen Kaiserzeit.

dem an langer Leine hängenden Eimer aus der Tiefe holten. Und ich begriff, warum jene Samariterin<sup>1</sup> selbst in der Mittagsglut den Weg von Sichar herüber nicht scheute, obwohl es doch auch drüben im Ort einen Brunnen gab. Köstlich kühl war das Wasser, das hier der Jakobsbrunnen spendete!

In Nablus machten wir dann Mittagspause, und nun geht es in rascher Fahrt auf Sebastije zu. Schon in Nablus fiel mir auf, daß unser guter Sawabini heute merkwürdig aufgereggt ist. Und jetzt zückt er immer wieder sein kleines Kämmchen und fährt sich mit fahrigten Bewegungen durch den Bart. „Was mag er nur haben?“ frage ich den Professor, der vor mir sitzt. „Es geht ihm wie mir“, bekomme ich über die Schulter zur Antwort. „Wir haben Sorge, ob in Sebastije alles ohne Zwischenfälle abgeht!“ Er legt, um besser zu mir sprechen zu können, den einen Arm auf die Sitzlehne und kehrt sich halb zurück. „Als ich das letzte Mal dort war, ging es hart auf hart. Zuerst war das Pack, das da wohnt, nur frech, dann aber wurden sie sogar handgreiflich, so daß uns zum Schluß nichts anderes übrig blieb, als uns mit den Reitpeitschen einen Weg zu bahnen.“ Er fängt meinen zweifelnden Blick auf und sagt eindringlich: „Denken Sie ja nicht, ich übertriebe! Warten Sie noch eine halbe Stunde, dann werden Sie selber sehen!“

Eine der Militärstationen, die hier in großer Zahl an der Straße liegen, taucht an einer Wegbiegung vor uns auf. Sawabini tippt dem Fahrer auf die Schulter, springt, als der Bus hält, hinaus und läuft in das von einem sauberen Vorgarten umgebene Häuschen. Als er wieder aus der Tür tritt, folgt ihm ein Legionär, der die Maschinenpistole im Arm trägt und noch im Gehen ein paar Ladestreifen in seiner Jackentasche verstaut. Mit einem freundlichen „Macharba“ begrüßt er uns, faßt dann aber gleich vorn an der Tür Posto.

Inmitten einer herrlichen Landschaft weitet sich ein Tal, Rebhänge ziehen sich die Berge hinauf, Ölbaumhaine und schattenspendende Feigengruppen laben das Auge — ein Bild, das einem vortäuschen könnte, man befände sich irgendwo in einem deutschen Mittelgebirge, an der Bergstraße, in Oberfranken oder am Thüringer Wald. Wenn der Blick nur flüchtig über die kuppigen Berge und die sanften

<sup>1</sup> Johannes 4.

Täler streift, ist die Täuschung vollkommen. Man wundert sich fast, daß dort in jenem Wiesengrund nicht Fachwerkhäuser einladend herübergrüßen. Erst wenn der Blick genauer auf einem Punkt dieser herrlichen Landschaft verweilt, springt der Unterschied in der Vegetation ins Auge.

Majestätisch wölbt sich jetzt eine Kuppe breit und wuchtig hinter einer Talbiegung. Weiß flimmert an Steilabhängen der Fels, irgendwo rechts schimmern durch das Grün der Obsthaine und Nußbäume helle Häuser. Die Straße windet sich über eine schmale Brücke, unter der ein trockenes Bachbett liegt, und jetzt rumpelt der Bus in einen steinigen Seitenweg hinein. Der Fahrer kuppelt, gibt Zwischengas und schaltet in den zweiten Gang zurück. Verrostete Gleise, über die wir holpern, und jetzt geht es noch steiler in einer weitausholenden Linkskurve den Berg hinan.

Halbverfallene Mauern unter üppigen Bäumen, Augen, die uns feindselig nachstarren, dann eine Gruppe Halbwüchsiger, die uns nun trotz der Staubwolke, die unser Wagen hinter sich herzieht, im Laufschrift nacheilen. Ein kleiner dreieckiger Platz, rechts ein halbwüster Friedhof, ein Brunnen, um den sich ein Dutzend Frauen drängen — und dann Scharen von Burschen und Halbstarke! Wo sie nur alle herkommen mögen!

Der Legionär springt als erster aus dem Wagen, mitten unter die herandrängenden und johlenden Burschen. Er schreit sie an und schlägt nun einem, der frech dagegenbrüllt, die Faust ins Genick. Einen Augenblick sieht es aus, als wolle sich der ganze Haufe auf ihn stürzen. Doch dann weichen sie zurück, langsam und widerstrebend, aber die schußbereit gehaltene Maschinenpistole redet eine zu deutliche Sprache.

Das resolute Vorgehen unseres unerschrockenen Legionärs hat Raum geschaffen, so daß auch wir jetzt aussteigen können. Sawabini ist auf einen Stein gesprungen, schwingt die Arme und ruft: „Bitte in der Gruppe zusammenbleiben! Niemand darf heute auf eigene Faust auf Erkundung gehen!“

In geschlossenem Trupp gehen wir unserem Professor nach, der schon mit unserem Bewacher an dem Brunnen vorbei den schmalen Bergpfad emporsteigt. Ich sehe, wie hier und da Köpfe über Gartenmauern lugen, bemerke auch eben noch, wie ein wild aussehender

Bursche, der hinter einer Ecke lauerte, einen faustgroßen Stein fallen läßt, als die Mündung der Maschinenpistole plötzlich herumschwenkt und genau auf ihn zielt. Nur gut, daß wir den Soldaten bei uns haben! Wären wir ohne militärischen Schutz, ich glaube, es wäre sonst wohl doch zu einem Zusammenstoß gekommen.

Vergessen ist die rüde Bevölkerung, die in Sebastije haust, als wir Säulen vor uns ragen sehen. Das Forum des Herodes! Dann, ein paar hundert Schritt weiter, hinter Gärten, durch die wir auf schmalem, von zerbröckelten Mauern eingefasstem Wege gehen, mächtige Mauerreste. Ich achte nicht mehr auf unseren Legionär, der mit schußbereiter Waffe um uns streicht, ich lausche nur noch unserem Professor.

Dies hier also war der Palast des Königs Ahab! Hier war es, wo er grollte, weil Naboth ihm den Weinberg verweigerte. Hier schlich die Königin Isebel ränkeschmiedend durch die weiten Säle, hier schrieb sie jenen Brief, der Naboth den Tod bringen sollte<sup>1</sup>.

Mein Auge sucht die gegenüberliegenden Berge. Diese herrliche Aussicht muß sich auch Ahab schon geboten haben.

Nichts ist von der Pracht des Ahabpalastes geblieben. Nur wuchtige Grundmauern, umhergestreute Riesensteine und Tonscherben, die unter meinen Füßen knirschen, sind letzte Zeugen einstiger Herrlichkeit.

Ahab! Am Teich von Samaria leckten Hunde sein Blut, das in den Sand rann<sup>2</sup>. Und du, Isebel, wurdest von Rossehufen unter dem Tor von Jesreel zertreten, deine Gebeine aber von streunenden Hunden verschleppt<sup>3</sup>.

Den Weingarten Naboths wolltet ihr zu eurem Kohlgarten machen. Das haben auch andere versucht: Den Weinberg Gottes zum Kohlgarten der Politik, die Kirche zum Vorspann der staatlichen Macht zu gewinnen. Mancher von denen, die es unternahm, war größer als Ahab und klüger als Isebel, aber vermocht hat es keiner! Sie alle sind vergangen – Gott aber lebt!

<sup>1</sup> 1. Könige 21.

<sup>2</sup> 1. Könige 22.

<sup>3</sup> 2. Könige 9, 30–37.

## ALBTRAUM DER VERGANGENHEIT

Man riecht es förmlich, daß wir uns im Grenzgebiet befinden: Moderne Kasernenbauten liegen hier und da auf kahler Höhe, Panzersperren engen an Steilhängen die Fahrbahn ein, berittene Legionäre haben an einer Quelle abgesattelt und hocken um ein winziges Mistfeuer, während die Pferde zur Seite grasen, und immer häufiger geschieht es, daß Militärpolizei unseren Wagen anhält, um die Sondergenehmigung, mit der allein diese Straße befahren werden darf, aufmerksam zu prüfen. Es ist immer das gleiche Spiel: Mit martialisch gerunzelter Stirn, die Rechte an der Pistolentasche, winken sie Halt, treten, sobald der Bus steht, zum Fahrer und verlangen die Sonderausweise. Und dann werfen sie den Kopf herum und mustern uns mit den Augen, die immer freundlicher blicken. „Germans?“ Sie klappen, ohne weiter zu prüfen, die Tasche, in der unser Fahrer die Papiere aufbewahrt, zu und reichen sie ihm zurück. „Gute Fahrt!“ Sie springen hinaus, sehen uns mit lachenden Augen nach und winken.

Ja, man riecht es, daß wir uns der Grenze nähern: Ein Ruch wie nach frischem Beton, der noch nicht getrocknet ist, liegt in der Luft. Es riecht gleichsam nach Neubau, nach frisch aufgeworfener Erde, nach Schützengraben. Es riecht nach Koppelzeug, Gewehröl und Stiefelfett. Es duftet nach Kaserne. Ich weiß, daß ich mir das alles nur einbilde; aber ich weiß auch, warum! Weil dieses ganze Gebiet, das wie eine Bastion nach Israel hineinragt, tatsächlich eine riesige Kaserne ist. Und mit gutem Grund! Denn in dem Augenblick, da ein heißer Krieg die jetzt gefrorenen Fronten zum Auftauen bringt, wird die Landschaft Samaria Zielpunkt konzentrischer Vorstöße Israels sein. Muß nicht dieser herrliche Wundergarten die Neusiedler locken? Muß nicht die israelische Heeresleitung aus strategischen Gründen alles versuchen, um dieses Bergland zu erobern? Hat nicht, umgekehrt, die Arabische Legion begriffen, daß, in jordanischem Be-

sitz, Samaria die Faust ist, die drohend über der Ebene Jesreel und der Schefelá schwebt und jeden Augenblick niederschmettern kann?

Gelänge es Israel, das Bergland zu gewinnen, so wäre nicht nur diese Drohung beseitigt, sondern auch der Weg zum Jordan frei; mehr noch: Jerusalem wäre dann wie eine reife Frucht, die fallen muß. Vom Norden her wurde Jerusalem genommen, sooft im Laufe der Geschichte Erobererheere es erstürmten. Der Skopus, von dem aus schon im Altertum die Belagerer ihre Angriffe vortrieben, ist die Stelle, von der aus Jerusalem verwundbar ist. In den beiden Weltkriegen sprachen die alliierten Strategen vom weichen Unterleib Europas; Jerusalem dagegen hat gleichsam eine weiche Fontanelle. Natürlich, alle Vergleiche hinken. —

Wie gesagt: Von hier oben aus könnte ein Schlag gegen Jerusalems schwache Scheitelstelle geführt werden. Wer Samaria und Benjamin besitzt, gewinnt Jerusalem. Das wissen die Israeli, das wissen nicht weniger gut die Araber. Darum also der militärische Aufwand, der hier immer wieder ins Auge fällt; darum Sondergenehmigung und verschärfte Überwachung eines jeden, der sich hier blicken läßt.

Die Straße windet sich durch die fruchtbaren Talauen. Wieder einmal schwingt die stillgelegte Bahnstrecke in weitem Bogen heran und läuft nun ein Stück neben der Straße her. Es ist eine Bahnlinie, die man ohne Witz und Verstand guillotiniert hat. Von Haifa führte sie einst nach Nablus. Heute führt sie von Haifa ins Nichts, und von Nablus her enden die verrosteten Schienen auch im Nichts. Lose Fäden, die wie Altweibersommer in der Abendsonne glänzen. —

Palmen wiegen sich über flachen Dächern, Plantagen rücken der Straße auf den sonnenwarmen Teerleib, und nun rollen wir durch die belebte Hauptstraße Jennins. An der Straßengabel, an der wir nach links schwenken müssen, abermals Wagenkontrolle. Doch diesmal schwingt sich der Polizist, als er uns als Deutsche erkannt hat, in den Wagen. Als wir weiterfahren, durch die johlende Menge, verstehe ich, weshalb er uns lotst. Der Fremdenhaß scheint hier nicht geringer als in Sebastije. Es wundert mich kaum mehr, so nahe der Grenze. —

Ein Steinmal rechts hart an der Straße, ein Flugzeugpropeller an der Stirnseite und darunter ein deutscher Name: Das Fliegergrab eines deutschen Piloten aus dem ersten Weltkrieg. Ob die, die da

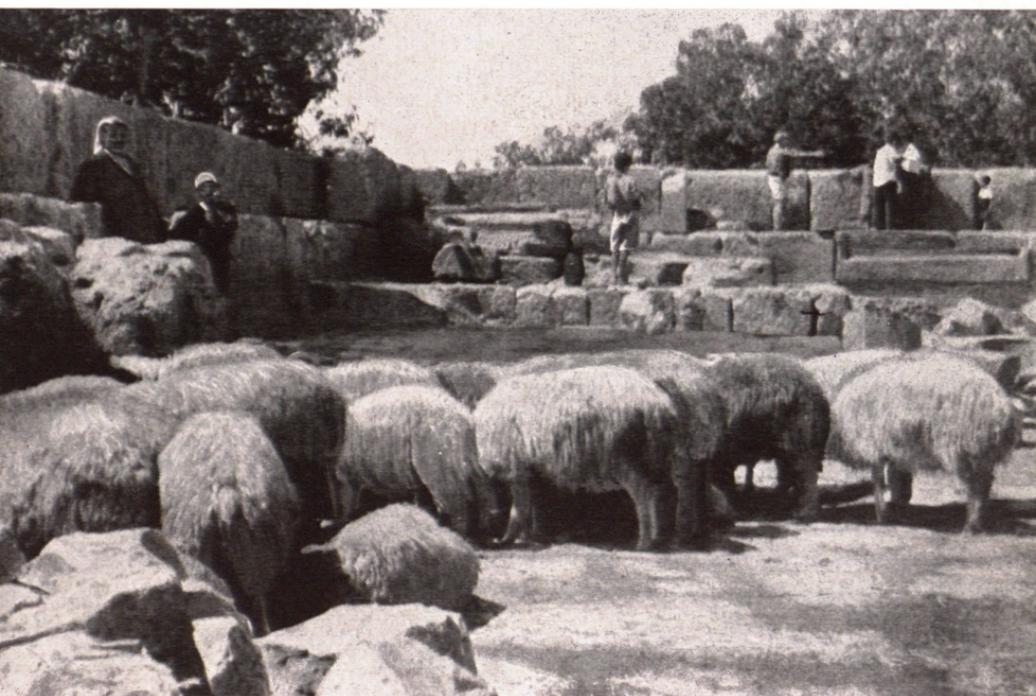
hinter uns noch immer johlen, wohl wissen, daß wir mit dem, der dort drüben ruht, eines Volkes sind?

Die letzten Häuser weichen zurück, die Gärten hören auf, und vor uns weitet sich die Ebene. Der Wagen hält, wir steigen aus und treten an den Rand der Straßenböschung. Grün wie ein riesenhafter Billardtisch liegt vor unseren Augen die fruchtbare Ebene Jesreel. Israelis sitzen dort am Steuerrad modernster Traktoren, Raupenschlepper ziehen mit dem Vierscharpflug eine breite Spur durch die fette, schwere Erde. Orangenhaine dehnen sich in endlosen Zeilen, Zitronen blühen, und pralle Wallnüsse sprengen ihre dicken Schalen. Saubere Siedlungen liegen an glatten Betonstraßen, und in modern eingerichteten Schulen und Kinderheimen tummeln sich die Kinder. Neulich, als wir von Irbid her die Straße des Wadi Arab um Mitternacht herabkamen, sah ich die Ebene Jesreel wie ein Lichtermeer unter mir liegen, und heute sehe ich sie vor mir, einen Garten Eden, eine einzige große Schau israelischen Siedler-Willens.

Es preßt mir das Herz ab, daß ich Nazareth dort am Hang der gali-läischen Höhen sehe, daß ich nicht meinen Fuß setzen darf auf die Pfade, die Er einst ging! Und dort, ihr Berge Gilboas, du ragender Tabor! Wie glücklich wäre ich, dürfte ich euch aus der Nähe grüßen!

Bitterkeit will in mir aufsteigen, Unwillen darüber, daß der neue Staat Israel noch immer für mich, den Deutschen, ein feindliches „Tabu“ ist. Doch dann muß ich — gerade im rechten Augenblick — an das denken, was Juda, Levi und Manasse bei uns erdulden mußten: Schaufenster splittern; Stühle, Schränke und Tische werden aus Fenstern geschleudert und zerspellen auf der Straße; Milch fließt durch die Gossen, und Schafstiefel treten Butter breit; Lastautos, in denen schwarze Uniformen sich drängen, fahren durch den Kurfürstendamm. „Juda verrecke!“ gellt es im Sprechchor, eine alte Jüdin zerren sie am Grauhaar aus dem Haus, treten ihr in die Kniekehlen, hohnlachen, als sie auf ihr Antlitz stürzt.

Ich sehe sie im Arbeitseinsatz: Rechtsanwälte, Ärzte und Rabbiner. Sie schwingen die Spitzhacke, stemmen den Spaten in die Erde, und ihre Hände, solcher Arbeit ungewohnt, springen auf und bluten. Ich sehe sie vor mir, wie sie auf meinem Pfarrhof Holz spalten, wie sie mir danken, daß ich sie anforderte und so dem Ortsgruppenleiter und seinen Schikanen entzog. Ich sehe ihre Augen leuchten, als ich



Oben: Am Jabbok  
Unten: Im Haine Mamre bei Hebron



Am Jakobsbrunnen

ihnen im Stall, wo keiner uns sieht, heimlich heißen Kaffee reiche und Zigaretten. Ich fühle, wie glücklich sie sind, weil ich sie wie meinesgleichen behandle, ihnen zuhöre, als sie von der Frau berichten und den Kindern, die irgendwo in einem anderen Lager — —.

Nein, Israel, ich kann dir nicht zürnen, daß du mir verwehrst, dein Land zu betreten. Ich sah ja deine Not, ich las die Klage in den Augen — und ich hörte auch den Todesschrei der jüdischen Frau, die sie vor meinem Fenster mit dem Gewehrkolben erschlugen. Ich fand ja sie und die drei anderen, da im Chausseeegraben am Trepliner See.

Wie lange ist das her? 1945 war es, im Januar, als die von der SS die Insassen des „Straflagers“ Grätz durch Treplin trieben. Tief gefroren war die Erde, nur flach konnte ich euch einscharren. Ich sprach ein „Vater Unser“ über euren steifgefrorenen Leichen. Ich wußte, daß ihr mosaischen Glaubens wart, aber es schnitt mir durch das Herz, als ich sprach: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“

Ich möchte mich entschuldigen: Ich war es nicht, der euch wie Schlachtvieh durch Lagergassen trieb; ich war es nicht, der in Kühlräumen pseudo=medizinische Vivisektion mit euch anstellte; ich war es nicht, der euch in Gaskammern ausräucherte. Aber: ich war Blut vom Blute derer, die das taten! Und ich schwieg dazu, schwieg, weil ich um das eigene Leben und das meiner Lieben zitterte!

Darum, darum grolle ich dir nicht, Israel. Ich zürne dir nicht, daß du mir den Eintritt in dein Land verwehrst. Ich grolle dir nicht, aber ich wünschte, daß du — du! — das Tor aufstießest! Sag' selber, Israel: Ist das, was geschah, was damals Millionen deines Volkes ins Massengrab warf, nicht Mahnung Gottes, endlich, endlich einmal die uralte Regel „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ zu durchbrechen?

\*

Nazareth, der feine weiße Strich an der Schulter des Berges dort drüben, schwimmt vor meinen Augen, über die es sich, als ich des Geschehenen gedenke, wie ein grauer Schleier gelegt hat. Nazareth! Ich werde nicht durch deine Gassen gehen; ich werde nicht Kana sehen noch Kapernaum. Und es ist gut so! Es ist gut! Zwei Gründe weiß mein Herz zu nennen, warum es gut so sei: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Das ist der erste. Und der andere? Ich habe

es nicht verdient, dieses Land zu betreten. Schuld lud ich auf meine Seele, weil ich damals schwieg, weil ich nicht schrie, als du geschlagen wurdest, Israel; als ich nicht das Kreuz auf mich nahm, sondern am Leben blieb, weil ich nur ein Mensch war, ein Mensch, der das Leben mehr lieb hatte als die Wahrheit. —

#### WASSER TEURER ALS BENZIN

Eine verwirrende Folge leuchtender Farbdias ist die Fahrt in den Süden des Landes, in das Gebiet des alten Stammes Juda. Goldgelb schimmert das Grabmal der Rahel, unwahrscheinlich blau spiegelt sich der stählerne Himmel in den Teichen Salomos, purpurn locken die strotzenden Weintrauben, die über dir im Laubgeranke hängen, wenn du dort während der heißen Mittagsstunde Siesta hältst, und rot brennen die weit sich wölbenden Höhen an der Straße nach Hebron. Weiß wie gebleichtes Gebein aber blendet verwittertes Gefels aus ockerfarbenem Lehm, der sich — ausgedörrt von der Strahlenglut der unbarmherzigen Sonne — an den Hängen hinzieht, und mit sattem Grün prahlt der feuchte Grund im Tale von Thekoa.

Aber ich werde der Farben nicht froh. Sie schreien grell und laut. Frech wie ein geschminkter Mund grinsen sie mich an, doch dahinter, unter billigem Puder und aufdringlicher Schminke, grinst das Entsetzen.

Vergangenheit, steingewordene Historie ist alles, was einst groß hier war: Ein Totenhügel das Denkmal der Stammutter Rahel dort vor Bethlehem. Und als wir das Tal von Thekoa querten, sang dunkel eine Stimme aus der Tiefe: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, daß sie hin und her, von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen laufen und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden“ (Amos 8, 11—12).

Amos! hier weidetest du deine Herde, hier sammeltest du die

Maulbeeren von den Büschen, hier geschah es, daß der Herr dich von der Herde nahm und zum Propheten machte. Was half es, daß der weise Salomo eine kunstvolle Wasserleitung nach Jerusalem baute? Was nützte es, daß das Volk im Übermaß heilige Stätten besaß, daß sie Abraham und Jakob, Sara und Rahel bei sich hatten? Es löschte den anderen Durst nicht, und stillte nicht den anderen Hunger.

Endlos, scheinbar bis zum Himmel hin dehnt sich ein Berg, über dessen sonneüberglühter Lehne die Luft in der Hitze zu tanzen scheint. Zwischen Felsblöcken, die wie versteinerte Riesenschwämme aussehen, ducken sich niedrige Lehmhütten und zerfetzte Zelte, ein Flüchtlingslager wie das bei Jericho. Löchrige Jutesäcke bemühen sich, den Sonnenstrahlen den Einblick zu verwehren, und verbeulte Blechstreifen, aus leeren Marmeladeneimern und Benzinkanistern geschnitten, veranstalten einen gespenstischen Werbefeldzug für „Shell“, „Pine-apples“ und „Jam“.

Ein riesiger Tankwagen hält vor dem Lagereingang, aber er speit aus seinem in der Sonne gleißenden Kessel nicht Benzin, an dem sich chromblitzende Straßenkreuzer sattsaufen sollen, sondern Wasser, simples Wasser, das hier aber kostbarer ist als Benzin. Ununterbrochen quillt es in dickem Strahl in Kanister und Eimer, in Tonkrüge und altertümliche Ledersäcke. Wortlos hantiert der Fahrer des Tankwagens, winkt mit dem Kopf, sobald ein Gefäß voll ist, schwenkt mit einer raschen Handbewegung den wasserspeienden Rüssel in das nächste. Zwei Legionäre stehen daneben, auch sie schweigen und blicken nur hin und wieder auf die endlose Reihe der Frauen, die da in langer Schlange warten, warten.

Gespenstisch ist die Stille, die über diesen Flüchtlingen liegt. Doppelt geisterhaft, weil sonst alles, was hier im Lande geschieht, mit einem Schwall von Worten oder gar keifendem Geschrei vollbracht wird. Nur Tote sind im Orient still, die Lebenden schreien, müssen schreien, weil es ihre ureigentliche Lebensäußerung ist. Nur die Toten schweigen. —

Es sind Tote, die da zu Hunderten stehen und warten, bis sie an der Reihe sind, ihre genau zugemessene Ration Wasser zu erhalten. Es sind Erstorbene, die hier in den Zelten und Blechhütten hausen. Lebten sie noch, das Leben wäre unerträglich für sie, wäre eine Hölle, ein Delirium. Ein gespenstischer Zug von Leichen dörrt da im Son-

nenbrand, rückt alle paar Minuten einen halben Schritt vor, starrt aus teilnahmslosen Augen auf den Wagen dort vorn, sieht stumm und stumpf denen nach, die abgefertigt sind und nun, die Krüge hoch auf dem Kopf, mit schleppenden Geisterschritten zum Lagereingang schreiten.

Kinder sitzen am Straßenrand? Es sind keine Kinder, es sind Kinderleichen. Sie spielen nicht, sie tollern nicht, sie streiten nicht einmal. Sie sitzen da, starren uns an, verwundert wohl, daß wir nicht sind wie sie, daß wir leben, satt aussehen und sauber gekleidet sind. Ein Junge mit unnatürlich aufgetriebenem Hungerbauch hält einen faustgroßen Stein in der schmutzüberkrusteten Hand. Er läßt ihn fallen, hebt ihn auf, läßt ihn fallen, hebt ihn auf, läßt ihn fallen — zehnmal, zwanzigmal, heute, morgen und in tausend Jahren noch. — Ein geistvolles Spiel, ein Spiel voll abgründigen Hintersinns: Tag und Nacht, Glut und Frösteln, Durst und Wasserwagen, Hunger und Carepaket — immer das gleiche Spiel; du fällst, wirst aufgefangen, fällst wieder — Hoffen und Bangen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu — .

Der Junge steht auf, mit langsamen Bewegungen; seltsam eckig setzt er die Füße, als hingen sie an Drähten, die von irgendwo gezogen werden. Seine Mutter ist fertig, schiebt sich mit vollem Krug durch die Wartenden. Der Junge hält sich in dem Schatten, den der bauchige Krug wirft. Noch immer hat er den Stein in der Hand, nimmt ihn mit, als sei er ein köstliches Spielzeug. Ob er weiß, daß er da sein Herz in der Hand trägt, sein steingewordenes Herz?

Ein Ruf kommt von dem Tankwagen her. Inmitten des lastenden Schweigens dröhnt er mir wie ein überlauter Schrei in den Ohren. Das Wasser tröpfelt nur noch aus dem Rüssel, versiegt jetzt ganz. Der Fahrer hantiert an Ventilen, hängt den Schlauch ein und schwingt sich in die Kabine. Eine gelbe Staubschleppe hinter sich ziehend, rollt der Wagen davon. Die Frauen sehen ihm nach, mit toten Augen, aber kein Wort fällt. Sie lösen die unheimliche Prozession ihres schreienden Schweigens auch nicht auf. Sie bleiben am Fleck, stehen und warten, warten und stehen. Irgendwann wird der Wagen wiederkommen, frisch gefüllt, in zwei, in drei Stunden, irgendwann. Wir haben ja Zeit, können warten. Unser Leben war kurz, aber unser Tod ist lang. —

Sanft senkt die Chaussee sich zu Tal, links vorn ein Gebüsch hart neben der Straße, ein Dutzend staubgrauer Bäume vor einer schattenspendenden Felswand, und darunter, in einer ausgemauerten Vertiefung füllen Araber ihre Wasserschläuche aus dem Strahl, der plätschernd aus der Wand zu springen scheint.

„Und als sie zogen der Straße nach, kamen sie an ein Wasser. Und der Kämmerer sprach: Siehe, da ist Wasser; was hindert's, daß ich mich taufen lasse?“ (Apostelgeschichte 8, 26–40).

Am Philippusbrunnen sind wir! Aber der geduckt uns belauernde Araber dort ist kein Philippus, der sich rasch mit Fremden anfreunden könnte. Argwöhnisch und feindselig ist der Blick, den er über uns gleiten läßt. Und nun, da einer den Fotoapparat hebt, um das hübsche Bild der Frauen, die dort unten vor dem Wasser knien, auf den Film zu bannen, springt der Araber mit einem tigerhaften Satz heran, schlägt mit der Faust auf die Leica und schreit, wie eben nur ein Beduine schreien kann. Drei, vier andere, die seitwärts unter den Bäumen saßen, stürzen herbei, gestikulieren und lärmen. Von dort drüben, wo ein paar windschiefe Hütten stehen, eilen Halbwüchsige herbei, raffen schon im Laufen Steine empor.

Ist es nur blinder Fremdenhaß? Sawabini schaltet sich ein, redet und redet. Allmählich beruhigen sich die Aufgeregten. Und dann erfahren wir den Grund des Aufruhrs: Weil wir Menschen fotografieren wollten, verletzen wir ihre religiösen Gefühle! Hat nicht der Prophet verboten, sich Bild oder Gleichnis zu machen von dem, was Gott geschaffen hat? Muß nicht ein gläubiger Moslim das Gebot achten, zumal dann, wenn er von Allah damit gesegnet ist, in der Nähe altheiliger Stätten leben zu dürfen? Und da kommen nun diese Franken, die Allah verblendet hat, und wollen das Gebot des Propheten durchbrechen! Wehe dem Rechtgläubigen, der das zuließe! Er müßte dereinst in der Dschehenna braten! Ich aber, Scheikh Ibrahim Ibn Hussein, will in den siebenten Himmel getragen werden!

„Sehen Sie“, doziert, als wir weiterfahren, der Professor, „auch hier lernen wir wieder einmal, daß man nicht verallgemeinern darf. Arab ist nicht gleich Arab! Hier lernen wir den Araber wieder von einer anderen Seite kennen: Religiöse Fanatiker bestimmen in der Nähe Hebrons den Ton. Wenn wir nachher durch das Abrahamsheiligtum gehen, nehmen Sie sich zusammen! Lachen Sie auf keinen

Fall! Die Strenggläubigen würden es, auch wenn Sie es ganz anders gemeint haben, auf sich oder ihre Heiligtümer beziehen. Fotografieren ist strikte verboten! Vergessen Sie keinen Augenblick, daß Sie unauffällig, aber scharf von hundert Augen beobachtet werden.“

Ein staubiger Landweg nun, Gärten rechts und links, dann eine Mauer aus klotzigen Steinen. „Bossensteine!“ grinst Freund Schimanski. „Also wieder einmal auf den Spuren des Herodes!“ „Richtig gesehen!“ nickt der Professor. „Herodes wollte hier im Hain Mamre ein Abrahamsheiligtum errichten. Er kam über die Grundmauern nicht hinaus.“ Seine Augen werden nachdenklich, als er leise hinzusetzt: „Auch anderen Großen setzte der Tod ein Ziel, als sie für die Ewigkeit bauen wollten.“

Eine Schafherde drängt sich in dem weiten Geviert, dicht an dicht stehen die langvliesigen Tiere, stecken den Kopf unter den Leib des Nachbarn, um auf diese Weise wenigstens etwas Schutz vor den Pfeilen der Sonne zu finden. Lässig lehnt der Hirte an den gewaltigen Quadern, die Herodes hier als Grundmauer für den beabsichtigten Monumentalbau türmen ließ.

Auch damals, als Abraham hier an der Tür seines Zeltens saß, war es gerade die heißeste Tagesstunde (1. Mose 18). Hier war es, wo ihm Gottes Boten, die Sodom das Strafgericht ankündigen sollten, begegneten und von ihm gastlich aufgenommen wurden. Von hier gab er ihnen das Geleit, und unterwegs dann geschah es, daß er in heißer Fürbitte um die Verlorenen von Sodom rang: „Herr, willst du die Gerechten mit den Ungerechten umbringen? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte zu Sodom sein, willst du der Stadt nicht vergeben um dieser fünfzig Gerechten willen?“ Hier, hier war es, daß Gott mit sich handeln, richtig mit sich feilschen ließ, bis herunter auf zehn Gerechte, um derenwillen er sich noch Sodoms erbarmen wollte.

Unbarmherzig brennt die Sonne hernieder, Barmherzigkeit aber fällt wie warmer Regen von Gott auf die Erde. Um zwanzig oder zehn Gerechter willen steht noch immer die Erde. Es war vielleicht die Fürbitte eines einzigen, die so manche Stadt vor dem Bombenhagel bewahrte, es ist das Gebet einiger weniger Frommer, das Jerusalem noch trägt. Das ganze Heilige Land ist heute wie Sodom und Gomorrha, vom Meer bis zum Tale Siddim. Daß noch nicht Feuer und

Schwefel herniederfiel? Gnade ist es, die auf die stille Fürbitte hört, die hier oder da, in Hebron oder in Tel Aviv, aus Abrahamsherzen steigt.

## DIE HÖHLE HINTER GITTERN

Mullahs, den roten Fez mit einem schmutzigen Lappen umwunden, der oftmals unangenehm an ein schmutziges Handtuch erinnert, Mullahs, dick und schlampig oder hager und eckig, immer aber mit fanatisch brennenden Augen in dem schmallippigen Gesicht, Mullahs starren aus allen Winkeln und Ecken. Sie hocken mit zukenden Lippen auf ihren Gebetsteppichen, sie sitzen, jede Regung deines Gesichtes beobachtend, neben den leeren Prachtsarkophagen, die innerhalb der Ibrahimsmoschee dort ragen, wo tief unter ihnen in der Höhle Machpela die wahren Gräber der Erzväter liegen sollen.

Eine Gruppe vollbärtiger Moslems aus Pakistan schiebt sich vor uns, doch sogleich ist einer der Mullahs neben mir, zieht mich flüsternd aus dem Haufen, wohl damit ich die Pilger durch meine Nähe nicht verunreinige, zeigt mir jetzt, die Brauen hochziehend, die kunstvollen Intarsien der geschnitzten Kanzel und streckt mir schließlich Bakschisch heischend die hagere Hand hin. Seltsam, daß die Zehn-Piaster-Münze aus meiner Tasche ihn nicht verunreinigt! Doch anscheinend gilt selbst hier der alte Satz: „Non olet, Geld stinkt nicht.“

Ein Gefühl der Verachtung will in mir hochsteigen, doch dann erinnere ich mich: Treiben wir, wir edlen Christen, es nicht oft ähnlich an den heiligen Stätten unseres Glaubens? Ein Bekannter fällt mir ein, der von einer Fahrt heimkam, die ihn nach Köln und Marialaach, nach Würzburg und nach der Wies geführt hatte. Was sagte er am Schluß seines Reiseberichtes? „Die Kirche hat große Taschen!“

Gewiß, er übertrieb, verallgemeinerte, war wohl auch von vorgefaßten Meinungen nicht ganz frei. Aber immerhin, mochte sein Urteil auch unsachlich und überspitzt sein, ein Körnchen Wahrheit steckte doch wohl hinter seiner herben Kritik.

Und wieder wird es mir deutlich: Unser eigenes Spiegelbild hält der Orient uns nur vor. Was wir daheim nicht bemerken, weil wir es gewohnt sind, hier fällt es uns auf! Hier sehen wir die fromm getarnte Geschäftstüchtigkeit, weil sie nicht die unsere ist. Hier fällt uns die konfessionelle Zerrissenheit der christlichen Kirche auf, wenn wir durch die Grabeskirche oder über den Ölberg gehen. Palästina ist wie ein Brennglas, unter dem sich all das, was bei uns gelegentlich und verstreut an innerer Not vorhanden ist, in einem einzigen Punkt sammelt. Fanatismus und bloß äußerliche Frömmigkeit, Gesetzlichkeit und Rechthaberei, soziale Mißstände und althergebrachter Trott – in der Fremde bemerken wir sie. Wir sehen den Splitter im Auge der andern – und spüren nicht den Balken im eigenen Auge.

Im Innersten aufgerührt gehe ich weiter. Anders sehe ich jetzt diese Heiligtümer, anders die Menschen, die hier beten. Hier das Kenotaphion<sup>1</sup> Abrahams, dort das der Sara, weiter drüben die von Jakob und Lea. Beter davor, die sich wie auf ein unhörbares Kommando nach vorn werfen, mit den Flächen der ausgestreckten Hände und nun mit der Stirn den Boden berühren, sich jetzt wieder hochrichten und aus entrückten Augen durch die Mauern schauen.

Unscheinbar zur Seite ein winziger Pavillon, eine Moschee in Miniatur, getragen von vier schlanken Säulen. Daneben hockt alterskrumm ein Mullah. Ich weiß aus der schlecht gedruckten und noch schlechter bebilderten Beschreibung Al Harams al Ibrahimî, die man jedem von uns für sage und schreibe dreißig Piaster in die Hand drückte, daß dort unter dem Kuppelchen das Loch ist, durch das man einen winzigen Ausschnitt der Höhle Machpela sehen kann<sup>2</sup>. Das heißt, wenn das Öllämpchen dort unten brennt! Als ich jetzt aber einen Blick durch die vergitterte Öffnung werfe, die mich peinlich an einen Gully erinnert, da sehe ich nur Schwärze unter mir gähnen. Urplötzlich springt meine Erinnerung 35 Jahre zurück: Der Ball, mit dem wir gespielt hatten, war uns in den Gully gefallen, und nun lagen wir bäuchlings auf dem Asphalt, preßten die Gesichter an das Eisen, den Ball dort unten zu erspähen, während ein anderer schon lief, einen langen Stock mit einer Drahtschlinge zu holen. Wir sahen

<sup>1</sup> Leerer Sarkophag.

<sup>2</sup> 1. Mose 23 und 25, 7–10.

nichts, rein nichts. Und als wir die Gesichter wieder hoben, rümpften wir nur wortlos die Nasen: Übel war der Duft, der aus der Tiefe der großstädtischen Kanalisation stieg!

Fast hätte ich, als ich auch jetzt da so stehe und ins nachtschwarze Nichts starre, bei der Erinnerung an jenes Jungenerlebnis aufgelacht, doch eben noch im rechten Augenblick zwingt mich zum Ernst, fühle ich doch, wie der Mullah da mich aus den Winkeln seiner alterstrüben Augen scharf beobachtet.

Leere Sarkophage und eine finstere Höhle, die niemand betreten darf. Abrahams Schoß! So siehst du aus, wenn die Nacht starrer Gesetzlichkeit sich über das Denken legt. Begraben liegst du dort unten, Abraham, im wahrsten Sinne des Wortes: begraben! Zehn Meter Fels trennen den Mann des Glaubens von der kaltschnäuzigen und geldgierigen Gesetzlichkeit, die hier oben sich tummelt. Wohl dir, Vater Abraham, daß du nicht in einem dieser mit herrlichen Teppichen überhängten Sarkophage ruhst; wohl dir, daß der Lärm dieser werkgerechten Welt durch zehn Meter Fels nicht an dich heran kann! Du folgtest, als Gott dich aus deiner Heimat und aus deinem Vaterlande rief, du glaubtest, wo ein Lot klug wählte, du glaubtest, mochte Sara auch über die Engelsbotschaft lachen, du glaubtest — und wurdest damit Kunder des Neuen noch im Alten Bunde!

Erschrocken fahre ich hoch. Es war nicht das Räuspern des alten Mullahs, das mich aufstörte, es war etwas anderes: Wie, wenn auch bei uns der Glaube felsentief unter den Tempeln kalter Gesetzlichkeit begraben läge! Was, wenn auch wir mit all unserer frommen Betriebsamkeit ein Al Haram al Ibrahim über der stillen Höhle des Glaubens errichtet hätten! Wenn auch bei uns das Lämpchen erloschen wäre, und wir nur noch durch künstlich geschaffene Gitter sehnsuchtsvoll in die Tiefen blickten, wo Abrahams Glaube einst lebte, jetzt aber nur noch Dunkel schwebt?

Es braust mir in den Ohren, als ich durch die Gruppen der Pilger zum Ausgang gehe. Draußen vor dem Tor blicke ich zurück: Turmhoch ragen die Mauern, die auch hier wieder Herodes fügte, Bossensteine, sechs, ja sogar acht oder gar neun Meter lang! Bis zum Himmel scheint die Wand zu wuchten, winzig wie ein Taubenschlag wirkt das Türmchen, das dort oben in den tiefblauen Himmel steigt. Mauern, Mauern, Mauern — .

Abraham aber lebte in einem luftigen Zelt, wußte, daß er immer nur ein Wanderer war, immer nur ein Pilgrim, immer unterwegs. Mauern baut sich das Gesetz, in Zelten aber lebt der Glaube. Gott gebe es uns, daß wir in Zelten wohnen!

#### LASTESEL FRAU

Neulich war es, als wir von Jericho heimfuhren: Mit klopfendem Motor arbeitete sich der Wagen die steilen Kehren hinauf, in denen sich die Straße durch das Gebirge Juda windet. Die Herberge des barmherzigen Samariters flog eben vorbei, ein rötlicher Schimmer lag jetzt auf den über Geröllhalden sich türmenden Felsen, die Steige Adummim, die einst in alter Zeit Grenze war zwischen Juda und Benjamin. Hoch über schwindelnden Abgründen zog sich ein schmaler Richtweg hin und schnitt die weit ausholenden Kehren ab, in denen die Autostraße die Höhe gewinnt. Hier war es wohl, wo einst ein Priester entlangzog, ein Levit und ein Samariter. —

Und gerade da, wo der beängstigend schmale Pfad halbsbrecherisch über einer steil abstürzenden Schlucht hing, trabte munter ein Eselchen. Fast war es ein ästhetischer Genuß zu sehen, wie das Tierchen behutsam seine zierlichen Hufe setzte, dabei sichernd das Köpfchen hin und her warf und die großen Ohren wie Fühler spielen ließ.

Verschlafen hockte auf dem Rücken des Esels ein hochgewachsener Araber. So lang war er und so zierlich der Esel, daß die Fußspitzen des Mannes fast den steinigen Boden berührten.

So lächerlich wirkte in seiner vollkommenen Gegensätzlichkeit dieses Bild, daß ich unwillkürlich schmunzeln mußte. Doch dann erstarrte mir das Lächeln auf den Lippen: Ich sah die Frau, die in einigem Abstand hinter dem Reiter dahintrottete. In der Linken trug sie einen großen Kanister, auf dem Kopf balancierte sie freihändig einen riesigen Korb, und mit ihrer Rechten hielt sie das Handgelenk eines etwa fünfjährigen Mädchens umklammert.

Und eben in diesem Augenblick, da sie die engste Stelle über dem

Abgrund passieren, strauchelt die Kleine! Aufschreien will ich, hebe schon die Hand, das entsetzliche Bild zu verdecken, da sehe ich, wie die Mutter das schon über den Rand des Pfades taumelnde Kind an sich reißt und im letzten Augenblick vor dem tödlichen Absturz bewahrt. So geschmeidig, wie die Pfote einer Katze nach der Maus schlägt, schnellte der Arm vor, und so ausgeglichen war die Bewegung, daß nicht einmal der Korb, den die Frau auf dem Kopf balanciert, seinen Halt verlor.

Gleichmütig, als sei nichts gewesen, schreitet sie weiter. Längst ist es ihr eine Selbstverständlichkeit geworden: Daß der Korb nicht fallen darf, daß sie und nur sie immer wieder die zitternde Hand zwischen den Tod und ihr Kind halten muß, daß aber ihr Herr und Gebieter dort vor ihr hinreitet und ihre Last und Plage nicht einmal zur Kenntnis nimmt. Sie kennt es nicht anders, hat es nie anders gewußt: Er ist der Herr, ich aber nur ein Weib.

Ich muß an unseren Besuch bei Mahmoud denken und an die Frau, die da beiseit im Winkel saß, an das Glänzen, das in seine Augen trat, als er von seinen Söhnen sprach, und die verächtliche Handbewegung, als ich ihn fragte, was denn die Mädchen lernten.

Die vier Frauen fallen mir ein, die ich in der Ommajadenmoschee sitzen sah, ich höre die leiernden Surensprüche des blinden Mullah noch einmal, aus denen es nur zu deutlich sprach: Wozu Gebet und Gottesdienst für euch? Ihr habt ja keine Seele!

Ich sehe mich durch die Gassen gehen, über die das Dunkel der Nacht wie ein samtenes Tuch gefallen ist: Männer hocken in den Lokalen, nuckeln an ihrer Nargileh<sup>1</sup> und lauschen dem eintönigen Gedudel der krächzenden Lautsprecher, aus denen arabische Musik rieselt, ermüdend in ihren sich immer wiederholenden Kadenzen, so nervenerschöpfend, daß sie mich noch bis in den Traum verfolgt. Männer, Männer und immer nur Männer. —

Wehe der Frau, die sich's einfallen ließe, ein Lokal zu betreten! Ich weiß nicht, was geschähe, wollte eine es wagen. Aber es läßt eben keine arabische Frau sich so etwas Vermessenes einfallen! Wie sollte sie auch?

Und nun mein Erstaunen, als ich beim Empfangsabend, den der YMCA uns zu Ehren gibt, Frauen sehe, Damen sogar! Wie im Traum

<sup>1</sup> Wasserpfeife.

höre ich Namen, verbeuge mich, lasse mich vorstellen. Wir versehen uns — nach Schwedenart — mit dem, was die arabische Küche an Genüssen dem Gaumen zu bieten vermag.

„Miss Attala?“ Ich biete der orientalischen Schönheit, die ich zu Tisch führen soll, den Arm und bin erfreut, daß sie ein Englisch spricht, das dem meinen weit überlegen ist. Ein Glück nur! Dann werde ich nicht mit verlegenem Lächeln und umständlicher Zeichensprache „Konversation“ zu machen brauchen. Ja, ich vermute recht, lächelt sie, sie sei die Nichte des Vorsitzenden. Und dann, als wir Platz genommen haben, fragt sie plötzlich in völlig akzentfreiem Deutsch: „In welcher Gegend Deutschlands wohnen Sie denn?“ Ich bin so erstaunt, daß ich mich fast an der köstlichen Beere Hebronwein verschlucke, die ich eben auf der Zunge zerdrücke. „In Freden“, stottere ich und suche nach dem Taschentuch, um mir den Mundwinkel zu wischen, will ihr wortreich erklären, wo dieses international nicht gerade bekannte Nest auf der Landkarte zu suchen sei, doch da plaudert sie schon munter weiter: Freden? Ob das nicht an der Strecke von Göttingen nach Hannover liege? Ja? Nun, dann sei sie da auch mehrfach durchgefahren! Natürlich, sie entsänne sich genau: Eine Kirche mit spitzem Schieferturm dicht über der Bahn, die Leinebrücke . . .

Mit großen Augen höre ich zu, wie sie von ihrem Studium erzählt, von Hannover, Braunschweig und Berlin!

Und dann berichtet sie ihr eigenes Schicksal: In Nazareth sei sie geboren! Kadi sei ihr Vater dort gewesen, bis, ja bis der Krieg kam. Nun lebten sie hier in Jerusalem, wo ihr Vater zwar wieder eine gute Position habe, aber die Heimat ihrer Jugend —

Als sie von dem Garten erzählt, in dem sie als Kind spielte, meine ich, in ihren schwarzen Augen die dunklen Zypressen sich spiegeln zu sehen und die leuchtenden Granatäpfel. —

Vorsichtig bringe ich ihr mein Erstaunen zum Ausdruck, meine Überraschung, eine Araberin kennen zu lernen, die Europa bereist, eine höhere Schulbildung genossen und sogar studiert habe, eine Araberin, die völlig fehlerfrei Englisch und Deutsch beherrsche — „und Französisch!“ unterbricht sie mich, doch in ihren lachenden Augen ist kein bißchen Überheblichkeit, nur dankbare Hochachtung, als sie jetzt zu dem grauhaarigen Herrn hinüberblickt, der am Ne-

bentisch sitzt und, wie ich von der Vorstellung her weiß, ihr Vater ist.

Und dann, als sie erzählt, wird mir alles klar: Als Kind christlicher Eltern ist sie schon früh getauft worden, hat eine christliche Schule besucht und ist darum — darum ein freier Mensch geworden. Sie weist auf diese und jene Dame, die da zwischen den Männern sitzt und unbefangen plaudert: Die Frau dort in dem taubengrauen Kostüm ist durch die Schule von „Talitha kumi“ gegangen; jene, ja die mit der zartvioletten Stola, ist auch schon als kleines Kind getauft, weil ihr Vater die Schnellersche Schule besucht habe. Ob ich dort hinten die Dame sähe, die sich so angeregt mit Dr. Canaan unterhält, dem Chefarzt des Kaiserin=Augusta=Hospitals? Ja? Nun, die sei als Waisenkind in „Talitha kumi“ erzogen, habe dann später auch einen „Schnellerschüler“ geheiratet. Auch ihre Kinder seien natürlich alle christlich erzogen.

Bilder stürmen an mir vorüber: Frauen, über die Kraft eines Weibes beladen, geschlagen und verachtet, verzagt und — ohne Seele! Und hier ein junges Mädchen, das mir offen in die Augen sehen kann, sauber und im Herzen rein, frei und klug. Die Damen da drüben, die mit den Brüdern vom YMCA plaudern, schwesterlich vertraut, gleichberechtigt vor — Gott! Und ich begreife: Gleichberechtigung ist kein juristisches Problem, nicht einmal eine Frage des Herkommens und der Tradition; Gleichberechtigung ist ein Problem, das allein vor Gott entschieden werden kann!

Der da in Bethanien im Hause der Maria und Martha einkehrte, der vom Kreuz herab seiner Mutter Trost zusprach, hat das Problem gelöst. Es war kein Zufall, daß Frauen unter dem Kreuz ausharrten bis zum bitteren Ende; es war gleichnishaft, daß der Auferstandene am Ostermorgen zuerst den Frauen erschien.

## DER RECHENFEHLER DES PILATUS

Dort drüben an der Nordseite also hat die Burg Antonia gestanden! Wirklich, recht zweckmäßig war der Platz gewählt: Von dort aus hatte man den ganzen weiten Tempelhof vor Augen, von dort aus sah man gleichsam im Röntgenschirm Israels Herz schlagen. Die Antonia war das Stethoskop auf der Brust Judas, ach was, sie war die Dolchspitze! Ein einziger kurzer Stoß — und Israel wand sich im Todeskrampf!

Hier liefen alle Fäden des römischen Geheimdienstes zusammen. Galiläische Partisanen opfern — incognito — auf dem Heidenvorhof! Die Augen des Pilatus werden schmal, ein herrischer Wink mit der ringeschmückten Hand, und Legionäre metzeln alles nieder, was da um den Brandopferaltar kniet.<sup>1</sup>

Ein Wutschrei zittert durch Jerusalem? Pilatus lächelt nicht einmal, er geht zur Tagesordnung über. Des Volkes Wut berührt ihn nicht, weil die Antonia den Tempel beherrscht. Ereifert euch, schreit Zeter! Rom beobachtet eure Hysterie mit kühler Sachlichkeit. Was wollt ihr schon? Seht ihr nicht die Antonia?

Was ist dort unten los, ja dort in den Hallen, wo die Wechsler und Händler ihre Stände haben? Was sagst du, Cornelius? Ein einzelner Mann treibt sie mit einer Peitsche hinaus? Wird wohl auch wieder irgend so ein religiöser Fanatiker sein, aber immerhin: alle Hochachtung vor so viel persönlichem Mut! Den Mann könnten wir als Centurio schon gebrauchen, doch es hat bestimmt keinen Zweck, ihm so etwas anzubieten. Sie sind ja allesamt Querköpfe, diese Juden! Du kannst abtreten, Cornelius! Allenfalls setze einen unserer Agenten auf diesen Mann an. Für alle Fälle, sozusagen; man kann ja nicht wissen, wie dieser — wie heißt er? Jesus von Nazareth? — also, wie dieser Nazarener sich weiter entwickelt. Hm, er ist Galiläer, Vorsicht scheint also doch wohl geboten.

<sup>1</sup> Lukas 13, 1–5.

Ich habe also richtig vermutet: Dieser Jesus von Nazareth macht uns tatsächlich Scherereien, anders allerdings, als ich befürchtet habe. Nicht er selber schürt den Aufruhr, doch er ist für die anderen Juden Anlaß zum Ärgernis. So ganz verstehe ich nicht, was sie eigentlich gegen ihn haben. Daß er ein Gott zu sein vorgibt? Warum nicht? Ist nicht auch Zeus oft vom Olymp herabgestiegen? Wird nicht von Hermes berichtet, er sei öfter in Menschengestalt erschienen? Peinlich wär's, sollte dieser Jesus wirklich ein Gott sein! Am liebsten wüsche ich meine Hände in Unschuld und hätte nichts mit ihm zu schaffen! Doch da ist diese hinterhältige Drohung: Dann bist du des Kaisers Freund nicht! Bei Jupiter: Diese Juden bekommen es fertig und schwärzen mich beim Caesar an! Über die notwendigen Beziehungen verfügen sie ja.

Was teilte mir da doch neulich mein treuer Freund Rufus in einem vertraulichen Brief als jüngste Neuigkeit aus Rom mit? Sejans Stellung sei erschüttert? Hm, Sejan war bisher der erklärte Günstling des Kaisers. Und ein Judenfeind! Wenn er gestürzt wird, zieht das Kreise. —<sup>1</sup>

Was schreit der jüdische Pöbel so? „Ans Kreuz mit diesem?“ Ha, ich möchte euch schon zeigen, was die Antonia wert ist! Aber wie die Dinge nun einmal liegen, nützt es mir gar nichts, wenn ich das Volk hier zu Paaren treibe — und an den übernächsten Iden ein mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Schreiben erhalte, das mich zum Zivilisten macht. Also, um es kurz zu machen: „Nehmt ihn hin und kreuzigt ihn!“ —

Ein Erdbeben? Nichts Ungewöhnliches in diesem Land. Wie bitte? Worüber regt sich das Volk auf? Der Vorhang im Tempel sei zerrissen, gerade zu der Stunde, da jener Jesus am Kreuze starb? Eine Sonderwache verlangen sie, um das Grab zu verwahren, in dem jener — ah, ich entsinne mich seines Namens: Joseph aus Arimathia — den Hingerichteten beigesetzt hat? Wozu das! Dieser Joseph, der gestern abend bei mir wegen der Freigabe des Leichnams vorsprach, machte einen guten Eindruck. Welcher Unsinn, behaupten zu wollen, er oder

<sup>1</sup> Sejanus, der bis dahin allmächtige Günstling des Kaisers Tiberius, wurde am 18. Oktober 31 gestürzt. Möglicherweise hat dieses Ereignis — oder die Schatten, die es voraufwarf — des Pilatus Handlungsweise mit beeinflußt. Mit Sicherheit vermögen wir das allerdings nicht zu sagen, da die Datierung der Kreuzigung Jesu unsicher ist.

einer der anderen Anhänger dieses Jesus werde den Leichnam stehen, um vorzutauschen, der Hingerichtete sei auferstanden. Auferstanden! Wie abergläubisch dieses Volk doch ist! Aus dem Hades kehrt keiner wieder. Daß ich nicht lache: Er selber habe behauptet, er werde am dritten Tage auferstehen? Eheu, mein verstiegener Prophet, das läßt sich widerlegen. Ein Leichnam ist ein Factum! Wir werden dafür sorgen, daß dieses Factum uns erhalten bleibt.

Ordonnanz! Ein Centurio mit sechs Triariern übernimmt ab sofort die Wache vor dem Grabe des gestern Hingerichteten! Wo das Grab liegt? Mann, scheren Sie sich zum Schreiber! Der hat gestern jenem Joseph die Freigabebescheinigung ausgestellt und weiß, wo der Garten liegt, in dem sich das Felsengrab befindet. —

Sie sind wohl nicht gescheit, mein Herr! Wem wollen Sie das erzählen? Von unsichtbaren Kräften bewegt sei der Rollstein zur Seite geknirscht? Eine Göttererscheinung wollen Sie gesehen haben? Wenn ich nicht aus Ihrer Stammrolle wüßte, daß Sie mit Auszeichnung in Pannonien gekämpft und sich bei des Germanicus Zug die Sporen verdient haben, könnte ich an Ihren soldatischen Fähigkeiten zweifeln. Abtreten!

Ob doch etwas an dieser Sache ist? Er ist ein bewährter Centurio, hat auch in den kritischsten Situationen nie den Kopf verloren. Am Ende war jener Jesus doch der Sohn eines Gottes? Wie Herakles. —

\*

Ich stehe auf der Tempelmauer hart neben der Goldenen Pforte. Nichts ist mehr so, wie es zur Zeit des Herrn war. Der Tempel steht nicht mehr, ein mohammedanisches Heiligtum — der Felsendom — wölbt dort jetzt seine Kuppel. Von der Antonia, die damals drüben von der Nordseite her den Tempelbezirk beherrschte, fand ich nur noch das Lithostroton dort im Keller unter dem Hause der Sœurs de Zion. Das Goldene Tor hier neben mir? Es ist nicht mehr das, durch welches Christus einst Einzug hielt in Jerusalem; aus der Zeit Hadrians stammt es, wurde in späteren Tagen noch oft verändert.

Aber viele der mächtigen Steinplatten, die den weiten Hof decken, mögen Seinen Fuß gespürt haben! Und dort unten, jene weiten Hallen, die sie die Ställe Salomos nennen, hallten einmal wieder vom



Oben: Das Mittelschiff der Geburtskirche  
Unten: Schwester Bertel mit den Waisenmädchen von Talitha Kumi



Lasttier Frau: Schwerbeladene Araberin im Kidrontal

Klang seiner Stimme, als er die Wechsler und Händler vertrieb, die Gott sagten und Profit meinten.

Und der heilige Fels Morija ist noch da! Was kümmerte es mich, daß der erklärende Mullah uns auf die Hufspur des überirdischen Rosses aufmerksam machte, das den Propheten Allahs in den Himmel getragen habe? Ich hörte kaum hin, als er auf den Eindruck im Felsen wies, der noch von der Hand des Erzengels herrühre, der mit starker Faust den Felsen niederhielt, weil dieser sich heben wollte, als Mohammed durch die Decke der heiligen Höhle fuhr. Ich weiß ja, daß diese Öffnung viel, viel älter ist, daß sie wohl schon dort war, als ein Melchisedek hier sein Opfer brachte.<sup>1</sup> Was gehen mich die Legenden von Mohammeds Himmelfahrt an? Abraham war's, dem Gott hier einen Widder zum Opfer bot.<sup>2</sup> David war's, der die Tenne dem Aravna abkaufte, um die Stätte zu erwerben, an der die Pest zum Erlöschen kam.<sup>3</sup> Salomo war's, der hier die Bundeslade aufstellen ließ und über ihr den ersten Tempel baute. Und Christus war es, der hier auf den von Herodes in sechsunddreißig Jahren errichteten Bau hinwies und sprach: „Reißt ihn nieder, und in drei Tagen will ich ihn wiederbauen!“

Ich steige von dem schmalen Gang, der sich hinter den Zinnen auf der Mauer entlangzieht, nieder und gehe über die von der Sonne übergossenen Steinplatten. Hier predigten Petrus und Johannes, hier ergriff das rasende Volk einen Paulus, dort schleppten sie ihn hinaus, um ihn zu steinigen. Rom und Mekka haben den Platz verändert, aber dem Auferstandenen ist Jerusalem zu klein geworden. Er braucht den Tempel nicht mehr, das Weltenall ist sein Haus und die Erde Schemel seiner Füße. Der Tempel wurde niedergerissen, als des Titus Legionen hier einbrachen. Aber Er, Er hatte ihn schon zuvor in drei Tagen neu aufgerichtet, zwischen Karfreitag und dem Ostermorgen. —

<sup>1</sup> 1. Mose 14, 18—20.

<sup>2</sup> 1. Mose 22.

<sup>3</sup> 2. Samuel 24.

## BLUT FLIESST DURCH DAS KIDRONTAL

Tief unter Schutt und Geröll liegt heute der Grund des Kidrontales. Viele, viele Stufen stieg ich hinab, um in die Marienkirche zu gelangen. Kerzen flackerten, Weihrauch erfüllte die Gewölbe, und uralte armenische Choräle schwebten durch den dämmrigen Raum.

Dann ging ich durch das trockene und staubige Tal, sah das sogenannte Grabmal Absaloms und das des Zacharias, hoch über mir den Hang mit dem Gräberfeld von Josaphat und erblicke jetzt rechts den dunklen Höhlengang, der zur Marienquelle führt. Einst hieß diese Quelle Gihon. Araber plantschen vergnügt in der kühlen Flut. Auch wir machen uns fertig, hängen uns die Schuhe über die Schultern, stopfen die Beinkleider in den mitgebrachten Beutel und dringen, nur noch mit der Badehose bekleidet, in den Stollen, der vom Quellteich nach links in den Berg führt.

Niemand weiß mehr zu sagen, wieviele solcher Gänge in alter Zeit sich unter der Stadt hinzogen. Durch einen von ihnen drang Joab mit den Mannen Davids, um die Jebusiterfeste zu gewinnen. (2. Samuelis 5, 4–8)

Neulich, als ich droben in der Edlen Grotte unter dem heiligen Felsen war, klopfte ich mit dem Stock die Höhlenwände ab. An drei Stellen kam dumpf der Widerhall, als lägen Hohlräume hinter den Mauern. Der Zion ist wie des Menschen Seele: Voll dunkler und unerforschter Gänge und Abgründe. Wir sehen nur, was vor Augen ist. Die Tiefen? Ein anderer nur lotet sie aus, weiß und — schweigt gütig über das, was er gefunden.

Frisch ist das Wasser, und angenehm kühl auch die Luft in dem Gang. Der Lichtkegel der Taschenlampe bohrt sich spitz in das Dunkel. Endlich, es sind wohl 20 Minuten vergangen, wird es hell da vorn. Geblendet schließe ich die Augen, zu grell ist das Sonnenlicht, das sich auf der Fläche des Siloahteiches spiegelt. Ein Araber hockt dort drüben auf den Stufen, schöpft eben Wasser, trinkt! Er blickt

auf, als wir aus dem Tunneleingang stapfen. Es stört ihn nicht, daß er das Wasser trinkt, durch das wir waten, es macht ihm nichts aus, daß andere im Quellteich dort oben baden. —

Am Hiobsbrunnen, wie die Moslems ihn nennen, herrscht ungewohnter Arbeitslärm. Eine Feldschmiede zischt, Hammerschläge dröhnen, und ein Klempner dreht mit der Kluppe Gewinde in armstarke Röhren. Maurer hantieren und — wie überall in der Welt, wo gearbeitet wird — Jungen stehen herum, schauen sachverständig zu und machen ihre altklugen Bemerkungen.

Freundlich lachen die Männer uns an, als wir zu ihnen treten, helfen uns dann gar über das Baugerüst auf den Brunnen hinauf und lassen uns von dem Wasser, das in starkem Strahl aus dem defekten Rohr springt, kosten. Sie sind aus der Stadt, kennen es nicht anders, als daß Fremde kommen und die Wallfahrtsorte besuchen. Sie wissen, daß damit Geld nach Jerusalem fließt, und sind darum höflich und entgegenkommend. In holprigem Englisch erzählt uns der Engineer, daß hier an diesem Brunnen Hiob in der Asche saß. Dann plaudert er über Silwán und zeigt uns das Aussätzigenheim, nach dem wir uns erkundigen. Oh, Germans seien wir? Ja, natürlich, er weiß: Auch die Schwestern, die da oben das Heim betreuen, sind Deutsche!

Ich stehe und lasse mir das kühle Wasser über den nackten Arm laufen. Dies also ist der Brunnen Rogel! Hier verbargen sich Davids Kundschafter, als Absalom in Jerusalem eingerückt war (2. Sam. 17, 15—17). Hier geschah es auch, daß Adonia seine Anhänger um sich sammelte, die ihn auf den Thron heben sollten. Joab war darunter, und Abjathar. Nathan kam der geplanten Palastrevolution zuvor, eilte zu David und erinnerte ihn an das Wort, das er zu Bathseba über Salomo gesprochen hatte (1. Könige 1).

Ich trete zur Seite und blicke über den bröckligen Rand der Mauer hinweg das Kidrontal hinauf. Ja, dort unter jenen Mauerresten muß die Gihonquelle liegen! Es sind kaum tausend Schritte bis dahin. Kein Wunder, daß Adonia und sein Anhang das Lärmen der Volksmenge hörten, die auf Davids Geheiß Salomo geleitete, damit der Priester Zadok ihn dort mit dem heiligen Öl salbe. Adonia, du stürztest aus hochfahrenden Träumen in wilde Verzweiflung! Ich sehe dich, wie du dort links den schmalen Pfad emporfliehst und zur heiligen Lade eilst, um dort beim Heiligtum des Höchsten Asyl zu

finden. Damals kamst du mit dem Leben davon, doch später dann, als dein Vater David dort oben in dem Stollen, der in den Berg führt, längst begraben war, da traf dich die Rache des königlichen Bruders. So, wie sie Joab erteilte, eben dort bei den Hörnern des Altars (1. Kön. 2, 13–34).

Höre ich Blut durch das Kidrontal rauschen? Nein, es ist nur das Wasser des Brunnens Rogel, das da neben mir in armdickem Strahl aus dem Rohre schießt.

Ich wende mich und hebe die Augen zu dem Heim der Aussätzigen, das der Engineer uns wies. Unrein! Unrein! gelst es mir in den Ohren. Ja, unrein ist dieser Berg, seit der König Salomo dort seinen heidnischen Weibern Götzentempel baute. Längst sind die Heidentempel zerfallen, aber noch immer ist der Berg verflucht, ein Berg des Ärgernisses, eine Zuflucht der Unreinen, eine Trutzburg gegen Zion.

Wir gehen durch den saubergehaltenen Garten und sehen Gesichter, aus denen uns der lebende Tod entgegengrinst. Ein Totentanz, gespenstischer, als ich ihn je auf mittelalterlichen Bildern sah. Ein Reigen von Gebeinen, die aus Gräbern stiegen, behangen mit Gewändern, die gnädig verbergen, was das Herz bang ahnt: Den Tod, den Tod, der redet und singt, den Tod, der noch nach Leben giert!

Deutsche Schwestern mitten zwischen den lebenden Gebeinen; Augen, die Mut machen, Hände, die lindern!

Blut meinte ich vorhin durch das Kidrontal rauschen zu hören? Ja, es war Blut! Aber nicht das Joabs und Adonias, nicht das der Abertausende, die hier starben, als Sanherib und Nebukadnezar, Titus oder die Kreuzfahrer die Stadt berannten. Es ist das Blut Christi, das drüben auf Golgatha floß! Unsichtbar rinnt es in alle todesschattigen Täler dieser Welt und vollbringt das Wunder, dessen keines Menschen Blut fähig ist: Neues Leben spendet es, wo sonst nur die Schwingen des Todes rauschen; Hoffnung schenkt es, wo sonst bleiche Verzweiflung nur die Herzen schüttelte; Liebe weckt es, die nicht nach Sinn, Zweck und Erfolg fragt, sondern nur – ganz töricht und absichtslos – liebt!

„Sanguis est semen Christianorum“ schrieb einst Tertullian, „Blut ist der Same der Christenheit“. Er meinte das Blut der Märtyrer, aus dem wie junge Saat die Kirche erwuchs. Ich will nicht rechten mit

Tertullian, der ein Großer war unter den Vätern der Kirche: Aber ich ahne, ich ahne es hier bei den Aussätzigen zu Silwán: „Sanguis est semen Christianorum“ heißt: „Christi Blut ist der Same, aus dem Glaube, Hoffnung und Liebe erblüht!“

### DIE KRIPPE HINTER STACHELDRAHT

In der Luftlinie sind es nicht einmal zehn Kilometer von Jerusalem nach Bethlehem. Doch die uralte Straße, die einst vom Jaffator durch die Neustadt Jerusalems nach Süden führte, ist gesperrt.

Der neue Staat Israel greift mit einem Zipfel über sie hinweg nach Osten. Zugemauert ist das Jaffator, und schwerbewaffnete Posten patrouillieren hüben wie drüben. Symbol unserer Zeit: Panzersperren und Spanische Reiter verbauen den Weg nach Bethlehem!

Um nach Bet Jala, Bethlehem und Hebron eine neue Verbindung zu schaffen, haben die Araber am wildzerklüfteten Osthang des Gebirges entlang eine Straße gebaut. Durch das im Nordosten Jerusalems gelegene Stephanustor führt jetzt am Garten Gethsemaneh vorbei der Weg nach Süden. Ein Zufall nur im Auf und Ab der Politik, die Grenzen zieht, heut' so und morgen anders? Ein Sinnbild dem, der die einem steten Wechsel unterworfenen Dinge der Geschichte betrachtet im Licht des Ewigen! Sub specie aeternitatis: Wer hin zur Krippe will, muß erst vorüber an der Stätte, an der das Blut des ersten Märtyrers über die mitleidlosen Steine floß, muß auch vorüber an dem Garten, wo der Herr durch einen Kuß, den Kuß des Judas, in der Nacht verraten ward.

Symbolträchtig ist das Bild: Bethlehem ist nicht ein malerisches Schäferidyll unter mild leuchtenden Sternen, es ist der Anfang jenes Weges, an dem als Meilensteine Kreuze ragen!

Kühn angelegt windet sich die neue Straße in schwindelnden Kehren am Steilabfall des Gebirges Juda entlang. Rechts steigen die Felsen fast senkrecht empor, links aber geht's hinab ins Bodenlose. Ich kenne den Weg ja gut, da wir ihn mehrfach schon führen. Doch

immer wieder fühle ich, wenn wir uns einer der beängstigend scharfen Haarnadelkurven nähern, jenes unbeschreibbare Gefühl hart unter dem Rippenbogen, das mich an jene Augenblicke erinnert, da Bomben heulten oder Tiefflieger über der Straße heranfegten.

Jetzt hat der Fahrer heruntergeschaltet, steuert ganz langsam die Kurve an; ein Schüttern und Knirschen, als der Wagen hinten mit der Karosserie aufsetzt. Das Steuerrad wirbelt herum, keine zwei Handbreit rollt das linke Vorderrad über dem Rand des Abgrunds entlang. Wenn jetzt der Reifen platzt, die Kupplung nicht mehr faßt, die Bremse versagt, oder die Felskante unter der schweren Belastung wegbricht! Schroff stürzt der Berg fast zweihundert Meter tief ab, ganz unten gähnt wie das Maul der Hölle eine Schlucht, mit haus hohen Felsnadeln gespickt. Zerknittert wie Staniolpapier wäre der Bus, ehe er noch dort unten aufschlüge und in glühender Benzinlohe verginge. Nichts gäbe es zu retten und zu bergen, nur ein verkohlter Haufen Eisenblech und Menschenasche läge auf dem Boden der Schlucht.

Ich hebe, um nicht länger in den schwindelnden Abgrund blicken zu müssen, die Augen zu der Höhe, die rechts über uns hängt. Stacheldrahtverhaue ziehen sich wie feine Spinnweben vor das Blau des Himmels; dort auf der Felsnase eine aus großen Steinen getürmte Brustwehr, ein Stück Wellblechdach ragt dahinter vor, und dort: An hohem Mast die Flagge Israels!

Vom Feind eingesehen! Hier, dort hinten wieder! Ich ertappe mich dabei, wie ich „taktische“ Erwägungen anstelle, mich in die Lage der Israeli versetze, dann wieder in die der Araber; was sie unternehmen werden „im Ernstfall“, das heißt, wenn der heiße Krieg wieder losbricht. Doch dann — mitten im „Planspiel“ — springt die Erkenntnis mich an: Auch meine Straße ist eingesehen! Eingesehen von dem, der des Lebens Feind ist, eingesehen aber auch von dem, der des Todes Feind und Überwinder ist!

Ich sehe nicht mehr die Abgründe, die links unter uns warten. Ich hebe frei den Kopf und blicke in die Ferne. Ob ich dort unten ein Ende finde, in Feuer und Knall, oder daheim im Bett, ob ich morgen abgerufen werde oder in zwanzig Jahren: Nur vor einem bewahre mich, Herr! Vor einem jähen, unbußfertigen Sterben!

Mit Augen, die durch keine Furcht mehr gehalten sind, sehe ich

über Höhen und Tiefen. Weit, weit links ragt wie eine violette Mauer das Moabitergebirge, das jenseits den Jordangraben begrenzt. Vierzig oder gar fünfzig Kilometer mögen es bis dorthin sein, doch in der klaren Luft stehen die Zinnen scharf gezeichnet vor dem Azur des unendlichen Himmels. Silbern glänzt es für einen Augenblick dort unten auf, das Tote Meer, auf das durch eins der tiefeingeschnittenen Wadis der Blick sich öffnete. Schon haben sich rot und weiß geäderte Felsen davorgeschoben, die Straße schwingt sich um eine steile Bergnase, und dort vorn stehen vor dem gleißenden Südhimmel die Türme und Dächer von Bethlehem.

Wir haben die Höhe gewonnen, biegen jetzt auf die alte Straße ein, die vom Jaffator nach Hebron läuft, sehen rechter Hand wieder Panzersperren und Stacheldrahtverhaue; dann huschen die gelbgrauen Mauern des Rahelgrabes vorbei. Die Kreuzung da vorn? Ich kenne sie: Geradeaus geht es nach Hebron und rechts nach Bet Jala. Wir aber biegen jetzt nach links ein, nach Bethlehem.

Als der Wagen auf dem großen Platz hält, umdrängen uns Scharen schreiender Händler. Postkarten in knalligen Farben, Rosenkränze, dann, als man uns als Protestanten erkannt hat, werden schlichte Kreuze aus schön gemasertem Olivenholz angeboten. Kitschige Kästchen, neckisch mit Schneckenhäuschen besteckt, blinkern in der Sonne. Sind wir in Langeoog oder Borkum? Was hat Bethlehem denn mit Muscheln und Meeresschnecken zu tun? Bucklige Kamele in jeder Größe, Briefmarken, gestempelt und ungestempelt, die Geburtskirche in Miniatur, in Bronze, Silber oder gar Gold. Ephesus fällt mir ein, und der Aufstand des Goldschmieds Demetrius.<sup>1</sup> Wie? Dieser Paulus will den Glauben an die große Diana uns nehmen? Dann bleiben die Fremden aus! Unsere Andenkenindustrie geht pleite! Zieht auf die Straße, demonstriert! Sprechchöre schreien: „Groß ist die Diana der Epheser!“ Wie fromm ihr wart, ihr wackeren Epheser! Weil es euch die Beutel füllte! Und ihr Bethlehemiten? Ich sehe über den Haufen hin, der uns bestürmt, viel aufdringlicher, als die in Damaskus und Jericho es taten. Ach so, Christen seid ihr? Natürlich: „Gelobt sei Jesus Christus!“ schreit ihr. Und denkt an das Geld, das in eure Taschen springen soll! Zu deutlich, allzu deutlich

<sup>1</sup> Apostelgeschichte 19.

ist eure freche Zudringlichkeit, zu unverhüllt eure Gier nach dem Gold!

„Imtschi!“ schreie ich und schiebe den rüdesten der Burschen, der mich frech am Ärmel zerrt, zur Seite. „Imtschi! Scher' dich!“ Haß springt mir aus seinen Augen entgegen, doch die Feigheit siegt über seine Wut, läßt ihn sich ducken und davonschleichen. Wie ein geprügelter Hund stiehlt er sich weg, doch dann, als er in sicherer Entfernung ist, spuckt er kräftig nach mir aus.

Flimmernde Hitze wabert über den weißen Steinplatten, die den weiten Platz decken, und wie flüssige Glut tropft es von den gewaltigen Mauern, die rechts und da vorn sich erheben. Ist es ein Festungsbau oder ein mittelalterlicher Burghof, auf dem ich stehe? Aber nein, ein Kreuz ragt dort drüben hoch auf den Zinnen, und eben noch sehe ich, wie meine Freunde da vorn in einem niedrigen Eingang verschwinden.

Und nun, da meine Augen sich an das grelle Weiß, das den Platz mit flackernder Glut erfüllt, langsam gewöhnt haben, erkenne ich's: Ein frühgotisches Tor war einst dort in der Mauer, ja, da im Winkel hinter der vorspringenden Ecke. Deutlich ist noch der stumpfe Spitzbogen, der die einst mehr als drei Meter hohe Tür überwölbte, zu erkennen. Doch jetzt ist das Tor zugemauert. Nur ein niedriger, von drei mächtigen Quadern gebildeter Eingang ist freigelassen.

Ich entsinne mich — irgendwo muß ich es gelesen haben: Die moslemischen Beduinen pflegten hoch zu Roß in die Geburtskirche — die dahinter liegen muß — einzureiten, um das Heiligtum der Christen auf diese Weise zu entweihen. Dem Hohn zu begegnen, mauerten die Christen das Tor zu und ließen nur jene niedrige Pforte, unter der jeder Pilger nun tief sich bücken muß. Der Not gehorchend verbauten sie das hohe Portal. Ob sie wohl an das Wort dachten: „Gehet ein durch die enge Pforte“?

Ich habe meine Contina zur Hand genommen und visiere die „enge Pforte“ an. „Stört es, wenn ich hier sitze? Oder soll ich beiseite gehen?“ „Danke, behalten Sie ruhig —“ Doch dann blicke ich auf: War das nicht ein arabischer Polizist, der da auf der Steinbank saß? Er lächelt mir zu: „Sonst kann ja auch ich Sie knipsen, falls Sie selber auf das Bild wollen?“ „Sehr nett von Ihnen, aber sagen Sie mir nur: Wie kommt es, daß Sie so fließend die deutsche Sprache beherr-

schen?“ „Bin Schnellerschüler gewesen“, lacht er und schüttelt mir die Hand. Wir unterhalten uns, als seien wir schon lange befreundet, und dann, nachdem er mich aufgenommen hat, wie ich mich da gerade unter die niedrige Tür beuge, führt er mich in die Kirche, er bietet sich, mir auch das zu zeigen, was Touristen für gewöhnlich nicht zu sehen bekommen.

Dankbar bin ich, daß er, als wir eingetreten sind, nicht mit einem Schwall von Worten über mich herfällt, wie es die bezahlten Führer so gern zu tun pflegen.

Nur das schweigende Gebet vieler Generationen, die längst dahinsanken, umschwebt mich wie ein Chor guter Geister.

Wie oft mag der heilige Hieronymus, der bis zu seinem Tode in Bethlehem lebte, hier andächtig gekniet haben? Schon damals stand hier die Kirche, die Kaiser Konstantin hatte erbauen lassen. Eine wunderbare fünfschiffige Basilika ist es, durch deren Mittelschiff wir jetzt mit leisen Schritten gehen.

Dumpf hallt es unter meinem Fuß. Der Polizist winkt mir mit den Augen, faßt dann, als ich zur Seite getreten bin, einen schmalen Griff und hebt den Holzboden empor: Ein herrliches Mosaik erscheint unter der Verschalung, der alte, ursprüngliche Boden der Basilika. Wieviel Liebe, wieviel frommer Fleiß spricht aus den Steinchen, die zierlich zu schönem Muster dort geordnet sind!

Vorsichtig läßt er den großen Holzdeckel, der das Kunstwerk vor dem groben Schritt neugieriger Touristen schützt, wieder in die Lagerung gleiten. Dann steigen wir die Stufen zum Chorraum empor und lauschen den psalmodierenden Gesängen, die durch das Gedämmerte der Säulenreihen schweben. Griechische Mönche sind es, die da rechts sitzen und in uralten Wechselgesängen ihre gläubigen Seelen in fromme Töne verströmen. Zeitloser Sang, Gebet, dem keine Stunde schlägt.

Schwarz gähnt hinter dem Altar eine Öffnung, unter der Stufen in die Tiefe führen. Wände drängen von rechts und links heran und engen den Gang zur Klamm; doch vor mir schimmert Kerzenschein.

Jäh weitet sich der Stufenweg zur Grotte. Ich achte nicht auf den frommen Kitsch, die grellfarbenen Bilder, die verschnörkelten Ampeln und den goldenen Davidsstern, an dessen Ecken höhnisch Osrambirnen blitzen; ich sehe nur: Ich bin am Ziel! Hier knieten

einst die Hirten, die vom dunklen Felde kamen, hier beugten sich die Weisen aus dem Morgenland, hier stand die Krippe.

Hier, hier wurde Er einer wie ich, schwach, versucht — zum Sterben bestimmt.

Da, über jenen scheußlichen Bildern, die verräucherte Felsendecke der Höhle: Sie wölbte sich schirmend über dem, der uns des Vaters Liebe zeigte. Sie schloß sich über ihm wie eine schützende Hand, als wolle sie ihn bergen vor dem harten Zugriff der Starken, die — wie Herodes — auslöschen wollten das Flämmchen der Liebe, kaum daß es erglomm.

Still ist es hier, wo die Krippe einst stand; kein Laut stört das Schweigen, das wie ein weiter, weicher Mantel über mich gefallen ist. Ganz leise nur knistert eine der Wachskerzen; wie leises Knistern von Stroh hört sich's an. —

## DES TODES TOD

Mit behutsamen Schritten bin ich aus der Geburtsgrotte über die alten, ausgetretenen Stufen wieder emporgestiegen und habe mich im Querschiff der Basilika auf einem der dort scheinbar zwecklos herumstehenden Stühle niedergelassen. Touristen kommen und gehen, Nagelschuhe dröhnen, Kameraverschlüsse klicken, man unterhält sich ungeniert, es ist nur Neugier da, doch wenig Ehrfurcht. Das Weihnachtsmärchen erleben sie, nicht das Wunder der Menschwerdung Gottes. Sie ziehen durch die Grotte, nicht wie Hirten oder gar Weise, eher wie Jahrmarktsbesucher. Sie sehen etwas für ihr Geld, aber sie erleben nichts, weil Erleben eben nicht mit Gold erkaufte werden kann, sondern immer nur in schweigender Anbetung.

Endlich sind sie fort. Nun spinnt nur noch das Psalmodieren der singenden Mönche seine zarten Schleier um meine Sinne. Ich schließe die Augen, und vor der samtschwarzen Wand, die sich mit den sinkenden Lidern vor die grelle Welt da draußen legt, steigen Bilder herauf, Erlebnisse und Gesichte:

Trutzig steilt ein Felskegel sich empor, wie ein Vulkan, den wilde, unterirdische Gewalten türmten: das Herodeion! Kahl und trostlos wie ein Totenacker liegt die Höhe, auf der einst die Zwingburg des Herodes ragte. Den Großen nennt die Geschichte diesen Herrscher. War er ein Großer? Die gewaltigen Bossensteine, aus denen er den Tempel baute, die cyklopischen Quadern, mit denen er in Hebron das Abrahamsheiligtum errichtete, die ragenden Säulen des Forums von Sebastije und die mächtigen Fundamente im Haine Mamre: Im Bauen war er groß! Doch sonst? Die wahre Größe fehlte ihm! Klug war er, schlau und raffiniert. Pompejus, Caesar, Antonius und Octavian — wer immer die Geschicke des römischen Weltreichs gerade lenkte, mit allen wußte er sich gut zu stellen! Maßlos sog er sein Volk aus; maßlos war auch seine Grausamkeit: Seine Lieblingsgattin Mariamne und drei seiner eigenen Söhne ließ er töten! Augustus war es, der es einmal — bitter spottend — aussprach: „Es ist besser, des Herodes Schwein (griechisch: hys) als des Herodes Sohn (hyós) zu sein!“

Und was blieb von Herodes dem „Großen“? Ruinen und gigantische Trümmer in Sebastije, Jerusalem und Hebron. Das Denkmal seines ureigentlichen Wesens aber ist das Herodeion: Ein Vesuv eruptischen Machtwillens, ein Vulkan, dessen Feuer tief im Innern eines Menschenherzens brannte, heute aber nur noch ein Monument trostloser Öde. Ich kreuzte des Herodes Spur in Jericho und im Haine Mamre, ich sah seine gebietende Hand über dem Tempelplatz und bei den letzten, schief gen Himmel ragenden Säulen Samarias, ihn selber aber muß man wohl hier auf dem Berge suchen, der, gewaltiger als die Cheopspyramide, aus dem Mondgebirge der Wüste Juda ragt. Das Tote Meer ist dem Herodeion ein Vorhof des Grauens, die Kette der Moabiterberge eine ausgeglühte Mauer gegen die Welt der Lebenden. Und wenn nächtens die Sterne sich im Spiegel des Sodomsees spiegeln, dann ist es, als zöge noch einmal jener gespenstische Zug um den Totensee, jener Zug, der den schon vom Tode gezeichneten Herodes von den warmen Quellen, wo er vergeblich Linderung gesucht hatte, nach Jericho geleitete.

Das Herodeion ist die Herodespyramide, die irgendwo in ihrem Steinherzen seine Gebeine bewahrt. Besser als die Pyramiden des Stromlandes wußte sie ihr Geheimnis zu wahren. Niemand kennt die

verborgene Kammer, in der Herodes dem Tage des großen Gerichts entgegenschläft.<sup>1</sup>

Ströme von Blut vergoß er, um seinen Thron zu behaupten; selbst das Blut unschuldiger Kinder mußte in Bethlehem fließen, weil er das eine Kind vernichten wollte, auf dem die Verheißung der Herrschaft ruhte. Doch Herodes ist tot — und wie er sind alle gestorben, die dem Kinde nach dem Leben trachteten.

Ist es wirklich nur ein Zufall, daß gerade zur Zeit des Blutmenschen Herodes jener andere geboren wurde, hier in der Grotte unter mir, die als Behelf dienen mußte, weil kein Raum in der Herberge war? Ist es hintergründige Regie der Weltgeschichte, daß in einem Augenblick sich traf en Machtrausch und Barmherzigkeit? Oder ist es nicht ein Gleichnis, ein Zeichen, von Gottes Hand in diese Welt gepflanzt: Daß immer und je Liebe heilen soll die Wunden, die Menschenhaß dem Menschen schlug?

Ich fahre hoch, da eine Hand meine Schulter berührte. Sawabini ist es. „Die andern warten.“ Er flüstert es, und ich fühle, daß es ihm wehtut, mich hier aufstören zu müssen. Er zuckt bedauernd die Schultern: „Du weißt, wir wollen ja noch nach Bet Jala.“

Lärm umbrandet uns, kaum daß wir durch die enge Pforte auf den sonnetrunkenen Platz getreten sind. Wie eine Meute hungriger Schakale umbellt uns das Gekreisch der Händler. Es widert mich an, dieses Gekläff nach der Stille dort drinnen.

Der Motor heult auf, die Kupplung springt ein, wir fahren, und das Gewinsel um Piaster versinkt hinter uns, erstirbt dann endlich in der Ferne. Die letzten Häuser Bethlehems fliegen vorbei, jetzt kommt die Kreuzung, eine flache Senke dann, und nun geht es steil bergan. Durch die schmalen, gewundenen Gassen Bet Jalas quält sich der Wagen empor, hält dann vor einem hohen, eisernen Tor. Weit öffnet es sich auf unser Klopfen, Kindergesichter lachen uns an, ein kleines Mädchen knickt tief und hält uns einen Blumenstrauß entgegen: „Herzlich willkommen in Talitha Kumi!“

Ich hebe das Kind empor und frage: „Woher kannst du denn so gut Deutsch? Du bist doch ein kleines Arabermädchen?“ Das Patschhändchen weist auf die Schwester, über deren mütterlichem Gesicht

<sup>1</sup> Vermutlich ist des Herodes Grab im Jahre 71, als die Römer die Feste eroberten, zerstört worden.

das Häubchen der Kaiserswerther Diakonissen leuchtet: „Mein Vater und meine Mutter sind im Krieg umgekommen, aber da, Schwester Bertel, das ist jetzt meine Mutti! Bei ihr habe ich auch die deutsche Sprache gelernt.“

Wir gehen durch die Schlafsäle, die Klassenräume und das Kirchlein; eng ist es überall, aber sauber sind die Stuben und glückstrahlend die Gesichter der Mädchen, die sich uns angeschlossen haben und uns stolz alles zeigen. Es ist gerade Ferienzeit, aber diese Mädchen, die uns mit ihrem fröhlichen Geplauder durch „Talitha Kumi“<sup>1</sup> führen, haben keine Angehörigen, bei denen sie die Ferien verleben könnten. Waisenkinder sind es, denen „Talitha Kumi“ Heimat und Vaterhaus geworden ist.

Als wir in den Speisesaal treten, ist dort inzwischen für uns gedeckt worden. Schwester Neumi, eine armenische Christin, schenkt Tee ein, Gebäck „nach deutscher Art“ wird herumgereicht, ich aber sitze nur da und kann es nicht fassen: In diesem Speisesaal sollen während der Schulzeit, wenn alle Schülerinnen im Internat weilen, 125 Mädchen ihre Mahlzeiten einnehmen? Eine Stube ist es ja nur, eine große Stube, die etwa sechs mal sieben Meter messen mag. Schwester Bertel, die meinen erstaunten Blick bemerkt hat, lacht mir zu: „Klein ist der Saal, gelt? Freilich, mächtig eng geht's hier zu, wenn alle Mäd'el da sind, aber —“ und ihre Augen leuchten auf — „wo Liebe und Geduld der Heiligen ist, da finden viele Plätze!“

Während wir Mürbteig und Spekulatius knabbern, erzählt sie von Pastor Fliedner, der vor gut hundert Jahren das Mädchenwaisenhaus „Talitha Kumi“ gründete, vom Krieg, der — wie Schnellers Syrisches Waisenhaus — auch die Fliednersche Anstalt des Stammhauses beraubte, von dem Neuanfang hier in Bet Jala, von Sorgen, Nöten — und der großen Freude!

Ich sehe zu der steinalten Schwester Afife hinüber, die drüben am anderen Tisch sitzt und mit zitternden Greisinnenhänden getrocknete Blumen auf Postkarten klebt. „Gruß aus Talitha Kumi“, so gehen diese Karten hinaus in die Welt, sind stille „Botschafter an Christi statt“, künden von dem, dessen Liebe lebt, im Aussätzigenheim von Silwán, im Syrischen Waisenhaus von Kirbet Kanafár, drunten im Flüchtlingslager bei Jericho und hier in Bet Jala.

<sup>1</sup> „Mägdlein, stehe auf!“ Markus 5, 41.

Wie Schuppen fällt es mir von den Augen: Hier, hier stehe ich wieder in der Geburtsgrötte! Mehr: Hier ist Christus gegenwärtig! Sooft ein heimatloses Kind in seinem Namen aufgenommen wird. —

Herodes ist tot. Irgendwo unter dem Schutt des Herodeions liegen seine Gebeine. Wo sein Name genannt wird, da rauschen die Flügel des Todes, da erschauert das Herz unter dem dumpfen Ruch von Blut.

Der aber aus der armseligen Grotte dort — lebt! Sein Glanz umleuchtete nicht nur die Hirten auf dem nächtlichen Feld, seine Liebe tröstete nicht nur die Blinden, Lahmen und Elenden, zu denen er segnend als Heiland trat. Er lebt auch heute! Hier in Bet Jala — und überall, wo in Menschenherzen seine heilige Liebe brennt.

Es ist Nacht, als wir Bet Jala verlassen. Doch als der Wagen auf singenden Pneus die Teerstraße hinunterrollt, auf die Kreuzung zu, an der wir uns links nach Jerusalem wenden müssen, erstrahlt fern am Himmel ein erster Stern. Er steht über Bethlehem. Tröstlich und mild leuchtet sein Licht; wie das jenes Sterns, der den Weisen einst den Weg zur Krippe wies.

#### AUFBRUCH INS — GEWISSE

Das erste Zwielight steigt über den Ölberg, als wir unser Gepäck aus dem YMCA zum Bus hinaustragen. Schwarz zeichnet sich die Silhouette des Fahrers, der auf dem Dach des Wagens die Koffer vertäut, gegen den unwirklich fahlgelben Himmel der sterbenden Nacht ab. Mister Nasir, der Clerk aus dem Office und die Kellner, die sich immer rührend um uns bemüht haben, sie alle stehen unter der Tür und winken. Sawabini zieht um uns seine Kreise, besorgt wie immer, verstaut den Reiseproviant, mahnt: „Did you not forget anything?“

Als wir am Herodestor vorbeifahren, die breite Straße auf das Kidrontor zurollen, steht vor uns am Osthimmel das Licht des nahenden Tages. Der Bus schwenkt nach rechts, gleitet jetzt die Straße hinab ins Kidrontal, nun kommt die S-Kurve, links liegt verträumt der Garten Gethsemane. Undurchdringliches Dunkel lagert unter den Ölbäu-

men, wie in jener Nacht, als eine Schar mit Stangen und Schwertern bewaffnet hier entlangzog, voran einer, dem das Herz bis zum Halse schlug.

Der Fahrer schaltet, da sich die Straße nun am Hang des Ölberges hinaufschwingt. Das Totenfeld Josaphat, zerspellte Mauern, dahinter, drüben über der nachtschwarzen Schlucht des Kidron die Mauerzinnen des Tempelplatzes, die Kuppel des Felsendoms, das Goldene Tor. —

Ein silberner Strahl bricht über den Sattel zwischen dem Ölberg und dem Berg des Ärgernisses, der erste Pfeil, den die Sonne aus ihrem unerschöpfbaren Köcher zog und über das schweigende Land schießt. „Halt!“ Der Fahrer bremst, schaltet in den Leergang, der Wagen steht. Wir aber sitzen schweigend und schauen nach rechts, wo das frühe Licht auf Zions Höhen einen goldenen Glanz entfacht.

Die Minuten tropfen dahin, eine nach der andern. Endlich — schon flammen die Zinnen der Tempelmauer im gleißenden Licht — schaltet der Fahrer wieder in den ersten Gang. Ganz vorsichtig läßt er die Kupplung kommen, wir spüren es kaum, wie der Wagen unmerklich anfährt.

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt!“ Einer, irgendeiner von uns hat es angestimmt, zwei, drei andere nehmen es auf, und jetzt singen wir alle: „— wollt Gott, ich wär' in dir!“ Bethanien fliegt vorüber, Berge türmen sich links und rechts, vor uns das Tal, in dem die Straße sich in die Tiefe stürzt. Ich wende mich zurück und sehe eben noch die Kirchtürme, die vom Ölberg nach Jerusalem hinüberschauen. Eine neue Straßenkehre, und schon schiebt sich ein Felshang vor das Bild. „Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir . . .“

Die Steige Adummim, die Herberge des Samariters, eine Araberfamilie mit Kamelen, dann das bekannte Schild „Sea=Level“, und nun, hinter flankierenden Höhen, der Blick in die Weite der Jordanebene. „Weit über Berg und Tale, weit über blaches Feld schwingt es sich über alle und eilt aus dieser Welt.“

Jericho flimmert weit hinter uns im Glast der Glut, die hier im Schoß der Jordansenke die Nacht verträumte, endlos wie die Ewigkeit dehnt sich rechts und links die Talebene, hohl donnern jetzt unter uns die Bohlen der Allenby=Brücke, vor uns aber ragen die Moabiter=

berge, fern rechts ein Doppelgipfel, der Nebo. Dort stand einst Moses und sah verlangend zu dem Land hinüber, das Gott seinem Volk verheißen hatte; er blickte hin zu den Bergen Judas und wußte: Nie werde ich das Land betreten, um meines Murrens und um meiner Zweifel willen. Er starb, starb dort, das gelobte Land vor Augen, und niemand weiß sein Grab bis auf den heutigen Tag.

Heiß steigt es mir in die Augen. Es ist nicht das grelle Licht der Sonne, in die wir geradenwegs hineinzufahren scheinen. Es ist ein anderes Licht, ein Licht, das bis ins Herz mir dringt. Ich sah das gelobte Land, ich durfte es betreten — trotz meiner Zweifel und all meines Murrens! Ich bin nicht mehr unter der Wolke, die noch über dem Volk des Alten Bundes lag. Der Vorhang ist zerrissen, das Allerheiligste liegt vor mir, strahlend, tröstlich und weit offen.

Durch die Tiefe fahren wir, Wüste zur Linken und Wüste zur Rechten; ich aber singe mit freiem Freudenmund: „... die Seele geb von mir in Gottes treue Hände zum auserwählten Pfand, daß sie mit Heil anlande in jenem Vaterland!“

Berge steigen vor mir auf, steil, aber gekrönt mit Licht. Schatten lauern in Schluchten, aber darüber lacht mir eine Sonne. Und ich werfe mein Herz nach vorn, über das blache Feld, über Berg und Tale, werfe es voran — in Gottes treue Hand.

Vom gleichen Verfasser sind erschienen

DER PARTISAN GOTTES  
Eine Trilogie  
um den größten König Israels

Band I:

DER PARTISAN IN DER WÜSTE  
Das Leben des jungen David

Band II:

DER PARTISAN AUF DEM THRON  
Des Königs David Größe und Fall

Band III:

DAS ERBE DES PARTISANEN  
Davids Ende – Salomos Glanz  
Die Teilung des Reiches

Jeder Band ca. 176 Seiten, Halbleinen,  
mit Schutzumschlag, je 5,20 DM

Landesbischof Dr. D. Hanns Lilje:

Die Geschichte Davids, des Partisanen, der unter Gottes Befehl steht, wird hier in einer lebendigen, plastischen Form erzählt, die den abenteuerlichen Charakter dieses Abschnittes israelitischer Geschichte ausgezeichnet hervortreten läßt, die darüber hinaus aber auch den tiefen Sinn dieses biblischen Stoffes in aller Klarheit sichtbar macht.

DIE LETZTE FAHRT DES „GREIF“  
224 Seiten, Ganzleinen,  
mit Schutzumschlag, 6,30 DM

Harte Männer, schnelle Segelschiffe und der exotische Zauber südlicher Inseln bilden den Hintergrund eines Kampfes, in dem ein ganzer Mann um des Glaubens willen das Letzte wagt.

STÜRME ÜBER ATLANTIS

204 Seiten, illustriert, Halbleinen, mit vierfarbigem Schutzumschlag, 6,- DM  
In sagenhafte Vergangenheit führt die Geschichte des jungen Phöniziers Simri, der Blüte und Untergang des mächtigen Atlantis und die Wanderung der vertriebenen Atlanter durch das ganze Abendland miterlebt.

R. BROCKHAUS VERLAG  
WUPPERTAL

